

65 Jahre Peter Naeve

—

Wirkungen eines Unbequemen

KomPIEXPN

im Juli 2002

Inhaltsverzeichnis

1	Jochen Brink — und Peter Naeve	3
2	Herbert Büning — und Peter Naeve	4
3	Susanne Dahms — und Peter Naeve	9
4	Ulrich Götte — und Peter Naeve	11
5	Dirk Hoppen — und Peter Naeve	16
6	Michael Korngiebel — und Peter Naeve	20
7	Jürgen Krüll — und Peter Naeve	24
8	Wilfried Mende — und Peter Naeve	27

9	Maria Meerkamp — und Peter Naeve	31
10	Jörn Mordau — und Peter Naeve	33
11	Alexandra Papst — und Peter Naeve	38
12	Heide Petau — und Peter Naeve	43
13	Arne Sigge — und Peter Naeve	45
14	Jürgen Steinecker — und Peter Naeve	48
15	Henning Stemper — und Peter Naeve	54
16	Bernhard Strohmeier — und Peter Naeve	57
17	Veith Tiemann — und Peter Naeve	64
18	Dietrich Trenkler — und Peter Naeve	84
19	Götz Trenkler — und Peter Naeve	85

20 Hans Peter Wolf — und Peter Naeve	88
21 Karin Wüstenbecker — und Peter Naeve	97

Vorwort

Was kann einen gestandenen Professor noch beglücken, der am Ende seiner Pflichtarbeitszeit steht? Die Antwort ist ganz einfach: Ein Umbau der gesamten Hochschullandschaft gemäß den vielen Erfahrungen, die sich in großer Zahl angehäuft haben: Eine strukturelle, geistige und (vielleicht) auch moralische Wende! Leider läßt sich dieses nicht so einfach umsetzen.

Jedoch dürfte als kleine Vorarbeit eine erlesene Sammlung persönlicher Erfahrungen nützlich sein, die widerspiegeln, wie es gelingt — sozusagen als Orientierung und Meßlatte zukünftiger Generationen. Gleichzeitig weckt ein solcher dokumentarischer Fundus Erinnerungen an vergangene Erlebnisse und Abenteuer, wenn er entsprechend gesammelt wird. Die vorliegende Sammlung entstand unter dem Motto

65 Jahre Peter Naeve — Wirkungen eines Unbequemen

und wird deshalb insbesondere für Herrn Naeve von, unserer Meinung nach, erheblichem Wert sein und mit Leichtigkeit jede Laudatio in den Schatten stellen.

KomPIEXPN —

Komitee zur Planung der Emeritierungs Extravaganzen des PN

im Juli 2002

Kapitel 1

Jochen Brink — und Peter Naeve

Eine Mail von dem ehemaligen Diplomanden

Hallo Peter [Wolf],
nett, daß Du auch an mich als Ehemaligem gedacht hast, allerdings ist meine
Zeit ja nun über 20 Jahre her und ich kann mich ja kaum noch erinnern,
was ich mal studiert habe (leicht übertrieben).

Trotzdem ist mir in Erinnerung geblieben, daß ich nach umfangreicher "Stoffa
vor meiner mündlichen Prüfung über den Ablauf der Prüfung leicht ins Schwitz
gekommen bin, denn die einfache Frage im Fach EDV war,

" Wie berechne ich das arithm. Mittel ?"

-- Was sollte das denn ? --

Resultat : Wie der weitere Dialog der Prüfung zeigte, ging es darum, Zahlen
extrem unterschiedlicher Größe zunächst zu sortieren, damit bei dem üblichen
Rechenweg viele "kleine", die nach einer sehr großen Zahlen addiert werden,
nicht "unter den Tisch fallen". Diese Prüfungsfrage ist, glaube ich, ganz
typisch für eine Haltung, die wohl banal formuliert lauten könnte : " Nicht
pauken, denken !!! "

J.

Kapitel 2

Herbert Büning — und Peter Naeve

Die (un)endliche Geschichte eines Mathematikbuches — frei nach Kishon

Es ist das Jahr 1980, vier wackere Mathematiker machen sich auf, ein Mathematikbuch für Ökonomen zu schreiben, nein, kein Buch für das Grundstudium, diesen kleinen Bruder gibt es bereits, sondern eines mit höheren Ansprüchen für das Hauptstudium. Gesagt, getan, Kollegen, die sich an einer solchen Mathematik noch erfreuen können, werden angeschrieben mit der Bitte, Gebiete der Mathematik aufzulisten, die in unmittelbarer Berührung mit umwerfenden ökonomischen Theorien stehen. Das klappt. Bis sich jedoch aus dieser Stoffsammlung ein brauchbares Buchkonzept anbahnt, gehen zwei Sommer und zwei Winter ins Land. Am 3.1.1983 ist es dann soweit: In dem wunderschönen Städtchen Bielefeld, mit Heimvorteil des Autors N., findet die erste große Lagebesprechung für das endgültige Projekt statt. Autor B. unterbricht in Bielefeld seine Reise ins Ruhrgebiet, im Schlepptau Frau und zwei Kinder im Alter von 7 und 9 Jahren. Doch wohin mit Frau und Kindern während der Autorensitzung? Kein Problem! Das einladende Schwimmbad in der Universität Bielefeld sorgt für den notwendigen Zeitvertreib. Die Sitzung der Autoren B., N., S. und T. nimmt einen zügigen und erfolgversprechenden Verlauf, wie es bei abgebrühten Autoren auch nicht anders zu erwarten ist. Die einzelnen Kapitel des Buches werden festgelegt und nach bestem Wissen und Gewissen gerecht auf die vier Autoren verteilt. Soweit, so sehr gut! Mit dem Verlag O. wird ein Vertrag abgeschlossen und in einem Begleitschreiben die sehr realistische Behauptung ausgesprochen, dass "das vollständige Manuskript spätestens im Frühjahr 1987 fertiggestellt sei". Autoren B., N. und T. machen sich sogleich an die Arbeit. So auch

Autor S.. Zitat von Autor S. an Autor B. " Es wäre vielleicht zweckmäßig, wenn Sie zunächst, sollten Sie etwas "Luft" haben, mit dem Schreiben beginnen würden." Das tut Autor B.. Irgendwann nach zunächst ausgesprochen freundlicher, dann weniger freundlichen Mahnung, liefert auch Autor S. etwas ab. Und dann ist Funkstille. Und die Leidensgeschichte eines Mathematikbuches beginnt.

14. Juni 1986: Anruf bei Autor S., wann die nächsten Seiten kommen. Antwort von S.: "Ich hatte Zahnschmerzen." Volles Verständnis bei B., N. und T.. Das kann jedem passieren.

4. September 1987: Anruf bei S.. Aufschrei von S.: "Ich hatte verstärkt Zahnschmerzen." Leichte Irritierung bei B., N. und T.. Dennoch tiefes Mitgefühl.

22. Mai 1988: Anruf bei S.. S strahlt: "Meine Frau hat zwischenzeitlich ein Kind bekommen." Große Mitfreude bei B., N. und T.. Versprechen von S.: "Ich rufe an, wenn Frau und Kind alles gut überstanden haben". S. ruft nicht an. Gedanken von B., N. und T.: "Was spielen 9 Monate schon für eine Rolle bei einem solchen Baby und Buch. Man darf das alles nicht erzwingen wollen." Anruf von B. bei N.: "Für das nächste Jahr bin ich sehr zuversichtlich, weil das Baby dann ein Jahr alt ist." N. nickt am Telefon.

1989: Keine Reaktion von S.. Autoren B., N. und T. sind noch immer guter Hoffnung, vielleicht Frau von S. auch (wieder).

15.10.90: Brief von B., N. und T. an S.: "Nach mehr als dreijähriger Vertröstung Ihrerseits haben wir nun endgültig die Hoffnung (als streng monoton fallende Funktion der Zeit) aufgegeben, dass Sie sich doch noch Ihrer Pflichten als Koautor bewusst werden könnten und haben uns daher nicht schweren Herzens entschlossen, auf Ihre (weitere) Mitarbeit zu verzichten.... Wir gehen davon aus, dass Sie über unsere Entscheidung nicht einmal unglücklich sein werden."

31.10.1990: Schnelle Antwort von S. an B., N. und T.: "In der Tat bin ich über Ihre Entscheidung nicht einmal unglücklich....Hier hätte schon frühzeitig eine andere Lösung gefunden werden müssen." Wie recht S. hat!

1990: Anrufe von B. an N., von N. an T. und von T. an B., Fazit: Jubel über die vorliegenden Texte von B., N. und T., doch noch immer fehlt der 4. Mann. Autor T. hat die geniale Idee, Herrn W. als Ersatz für S. zu gewinnen. Er gewinnt ihn. Autor W. an Autor B.: "Ich freue mich, als vierter Koautor in Ihr Gemeinschaftsprojekt einsteigen zu können." Autoren B., N. und T. sind überglücklich.

8. Januar 1991: Brief von Autor B. an den Verlag O.: "Wir haben in Herrn W. einen neuen Koautor gefunden. Ich gehe davon aus, dass nun in ca. einem Jahr das

Manuskript des Buches fertiggestellt sein wird." Sieben Jahre der Hoffnungslosigkeit sind vorbei.

1992: Autor W. ist überlastet. Großes Mitgefühl bei den Autoren B., N. und T..

1993: Autor W. ist immer noch überlastet. Noch immer Mitgefühl bei B., N. und T., aber leicht nachlassend.

1994: Autor W. meldet sich: "Es kommt was." Es kommt nichts. Autoren B., N. und T. irritiert wie 1987.

3. Januar 1995: Autor W. meldet sich: "Ich war auf einem Kongress und dann war Weihnachten." Volles Verständnis bei B., N. und T. und nachträglich der Wunsch an W., ein ruhiges und arbeitsfreies Fest gehabt zu haben.

April 1995: Anrufe von B. an N., von N. an T. und von T. an B., Fazit: Haben fertig (nicht Kishon). Dann Anruf von Autor W.: "Ich will nicht mehr." Nicht *mehr?* Autoren B., N. und T. wollen nun auch nicht mehr. Geräuschloser Abschied von W.. Wieder Hoffnungslosigkeit bei B., N. und T..

8. Juni.1995: Dampferfahrt auf der Elbe anlässlich der Pfingsttagung der DSTG. Autor B. trifft Kollegen W. freundlich (nicht zu verwechseln mit Autor W., sonst weniger freundlich). Autor B. berichtet Kollegen W. über die nicht so ganz erfolgreichen Arbeiten der Autoren S. und W. Autor B. gewinnt Kollegen W. als neuen Autor W.. Nun werden alle glücklich, denn das Happy End des Mathematikbuches naht. Autor W. (neu) lässt die beiden verhinderten Autoren S. und W. (alt) schnell in Vergessenheit geraten. Aller guten Dinge sind halt drei. Das Jahrhundertwerk strebt seiner Vollendung entgegen. Fazit: Liebevolle Rücksicht und viel Geduld mit Koautoren zahlt sich aus.

11.-13. September 1998: Letzte Lagebesprechung der Autoren B., N. und T. und W. (neu) in St. Peter Ording, der Sommerresidenz des erfolgreichen Autors N.. Die wenigen noch verbleibenden inhaltlichen Fragen werden bei Bier und Wasser (mehr Bier als Wasser) geklärt und die Autoren B., N., T. und W. (neu) danach zum Endspurt an ihren heimatlichen Schreibtisch verbannt. Parallel dazu fertigt Kollege T. (neu dazu) eine druckfertige Vorlage für Verlag O. an. Alle sind höchst entzückt, auch der Verleger W. (nicht zu verwechseln mit Autor W. (alt) und Autor W. (neu)), der an das Buch schon lange nicht mehr geglaubt hat und darauf Wetten abgeschlossen hat, ganz im Gegensatz zu den Autoren B., N. und T., die immer an das Gute im Menschen geglaubt haben.

September 2000: Hurra, das Buch ist da. Es überwältigt die Fachwelt mit dem sensationellen Titel: "Mathematik für Ökonomen im Hauptstudium". Und die Insider,

die an der Entwicklung des Buches schmerzvoll Anteil genommen haben, können es noch gar nicht glauben. Starkes Kopfschütteln! Ihnen gilt der besondere Dank der Autoren B., N., T. und W. (neu), geht ins Vorwort.

Was wäre ein Buch ohne Highlights:

So überrascht Autor N. in seinem 2. Kapitel mit einigen stilistischen Leckerbissen:

”Was der Differentialrechnung recht ist, kann der Integralrechnung nur billig sein.” Dem könnte der geneigte Leser noch zustimmen. Das zumindest vermuten die Autoren B., T. und W.(neu).

”Wir führen zur Freude der Statistiker auch das Riemann-Stieltjes-Integral ein.” Die Freude wird wohl nur beim Autor liegen.

”Die Ökonometrier werden es uns hoffentlich danken.” Bislang allerdings noch nicht. Auch bei Dank muss man Geduld haben.

”So weit, so gut, aber nicht so einfach.” Der tragende Satz des 2. Kapitels.

”Wie schön, dass wir das Ergebnis aus Schulzeiten bestätigen können.” Solch’ ermunternde Worte bleiben nicht ohne Wirkung beim Leser, zumal sich die meisten sehr gern an ihre Schulzeit erinnern.

Was wäre ein Buch ohne Geld:

(Das interessiert ja nicht nur den Monetaristen, sondern auch den geneigten Leser.)

Absatz des Buches in den Jahren 2000 und 2001: 543 Exemplare. Alle Erwartungen sind weit übertroffen worden. Autoren B., N., T. und W.(neu) frohlocken: ”Krimiähnlicher Zustand”.

Honorar pro Autor im Jahr 2000: 519.49 DM. Den Bibliotheken sei Dank. Das war einmal und kommt nie wieder.

Honorar pro Autor im Jahr 2001: 69.77. Euro, *leicht* fallende Tendenz.

Honorar pro Autor im Jahr 2002 (Prognose): 34.57 Euro, besser als gar nichts.

Mit dem Honorar im Jahr 2000 hat sich Autor B. bei seinen nun 25- bzw. 27jährigen Kindern bedankt, denn immer wieder in all’ den Jahren, wenn Autor B. von *dem* Buch sprach, kamen bei ihnen schöne Erinnerungen an das historische Schwimmen in Bielefeld auf und ein damit verbundenes frohes Gelächter setzte ein, frei von jedem Spott.

Vom Honorar im Jahr 2001 ist Autor B. nach fast zweijährigem heftigen Druck durch seine angetraute Frau mit eben derselben am 14. April 2002 in einer nahegelegenen Pizzeria essen gegangen.

Auch für Autor N. dürfte das Honorar in den kommenden Jahren ein beträchtliches Zubrot zu seiner Pension sein und ihm manchen Wunsch erfüllen helfen. Das jedenfalls hofft Autor B. von ganzem Herzen und wünscht N. weiterhin prächtige Gesundheit.

Habent sua fata libelli.

Kapitel 3

Susanne Dahms — und Peter Naeve

Von Beinen und Strümpfen

Es muss schätzungsweise 1986 gewesen sein. Ein paar Tage vor Weihnachten gab es für Mitarbeiter, Tutoren und andere Studenten, die in irgendeiner Weise als zum Lehrstuhl Naeve gehörig betrachtet wurden, traditionellerweise ein Weihnachtskaffeetrinken, zu dem Frau Meerkamp Waffeln, ihren Kaffee- oder ihren Rotweinkuchen, oder auch die vom Chef besonders geschätzte Käse-Sahne-Torte mitbrachte.

So auch in dem Jahr. Frau Meerkamp war mit Kuchen und Torten wohlbehalten in der Uni angekommen, Kaffee und Tee waren gekocht, der Tisch gedeckt, alle waren da, alle hatten Hunger (denn Mensa lässt man bei solchen Gelegenheiten besser ausfallen), nur der Chef fehlte noch.

Keiner wusste so recht, warum er uns warten ließ, Frau Wüstenbecker meinte nur, er hätte noch irgendetwas bei den Betriebswirten erledigen müssen. Tatsächlich konnte man ihn auch in der Ferne in U9 auf dem Flur herumstehen sehen. Ob er dort mit einem Kollegen sprach, war nicht zu erkennen, außer ihm waren auf dem Flur nur ein paar Studentinnen zu sehen, die entweder darauf warteten, zu ihrer Diplomprüfung bei Herrn Kistner hereingerufen zu werden, oder die gerade herauskamen.

Nach einer Weile kam er dann doch zum Kaffeetrinken und entschuldigte sich, dass er uns hatte warten lassen, aber es sei so faszinierend gewesen.

Er hätte sich das doch erst mal in Ruhe und aus der Nähe ansehen müssen. So viel Bein hätte er schon lange nicht mehr zu sehen bekommen. Und er sei wohl auch modisch überhaupt nicht mehr auf dem Laufenden, Strümpfe mit Naht seien offensichtlich wieder in. Wenn die Studentinnen bei ihm in die Prüfung kämen, sähen

sie eigentlich aus wie immer. Aber bei Herrn Kistner! Kaum zu glauben!
Um dann mit den Worten zu schließen: “Wieso wird mir so etwas eigentlich nicht
geboden?”

Gegenfrage: Hätte e



Kapitel 4

Ulrich Götte — und Peter Naeve

Kaum zu glauben ...

Lieber Herr Naeve,

ich habe sie als Student in der Zeit von 1979 bis 1984 und als Mitarbeiter von 1985 bis 1989 erleben dürfen. Aus dieser Zeit sind mir bis heute eine Reihe von Erinnerungen allgegenwärtig, an denen ich Sie hiermit teilhaben lassen möchte.

Ein neues Gedankenmodell

Als Student des 5. Semesters beginnt man sich in der Regel ernsthaftere Gedanken über den weiteren Verlauf seines Hauptstudiums zu machen. Da ich im 4. Semester einen gewissen Draht zur Betriebsinformatik bekommen hatte, nahm ich an einem Einführungskurs in die Programmiersprache APL teil. Hier führte Herr Naeve die bislang nur durch Fortran, Lochkarten und einer TR440 vorbelasteten Studenten in die faszinierende Welt von Skalaren, Vektoren, monadischen und dyadischen Operatoren und Funktionen ein. Diese doch etwas andere Sichtweise der Dinge, hat mein ganzes Denken geprägt. Noch heute denke ich in "APL", wenn es um die Lösung bestimmter Problemstellungen geht.

Zucker mit Kaffee

Anfang der 80er gab es am Lehrstuhl von Herrn Naeve einen Tutor namens Ralf Bäumer. Dieser nette Kerl ist mir besonders durch sein Verhalten beim Anrichten seines Kaffee's in Erinnerung geblieben. Ralf Bäumer trank Kaffee vornehmlich aus einem Plastikbecher. Dieser wurde zunächst zur Hälfte mit Zucker gefüllt. Gerüchten zu Folge waren dies 7 gehäufte Löffel. Anschließend, wahrscheinlich zur Tarnung des Zuckers, wurde dieser mit Kaffee übergossen. Und ob man es glaubt oder nicht, Ralf Bäumer hat, soweit ich das beurteilen kann, seinen Becher stets leer gemacht.

Diebstahlschutz

Anfang der 80er Jahre gab es noch keine PC's. Aber es gab in V9 den sogenannten APL-Raum, bestückt mit zwei IBM 5110 Tischrechnern. An jedem dieser Rechner war, zur Schonung der Augen, ein externer Monitor in akzeptabler Größe und ein externes Doppellaufwerk für "Riesen" - Disketten angeschlossen. Ein solches Diskettenlaufwerk hatte die unvorstellbaren Ausmaße eines Kühlschranks und konnte nur mit einer Sackkarre oder manuell nach der Methode "vier-Mann- vier-Ecken" bewegt werden. Der Grund für das hohe Gewicht dieser Laufwerke waren 2 eingebaute Betonplatten. Offiziell dienten diese Platten zur Stabilisierung der Laufwerke. Doch ich glaube nach wie vor, daß es sich hierbei um einen nahezu perfekten Diebstahlschutz handelte.

"Knöpfchendrucker"

Herr Naeve war kein Freund von "Knöpfchendrucker". Reichte es in anderen Veranstaltungen aus, den Vorlesungsstoff fehlerfrei zu reproduzieren, so war dies im "Hause Naeve" bei weitem nicht ausreichend. Eine vermeintlich richtige Lösung, war erst dann in Ordnung, wenn man begründete wie man zu dieser Lösung gelangt war. Umgekehrt konnte aber auch eine "falsche" Lösung eine "gute" Lösung sein, wenn die Begründung des Lösungsweges stichhaltig war. Herr Naeve stellte dieses Problemlösungsverhalten unter den Leitspruch "Es kommt nicht auf das jhow i did itj, sondern auf das jwhy i did itj an!"

Der "Nolte-Editor"

Als ich 1982/83 meine Diplomarbeit schrieb, war es noch allgemein üblich schriftliche Ausarbeitungen mit der Schreibmaschine zu verfassen. Es gab halt noch keine

PC's oder Textverarbeitungssysteme im heutigen Sinne. Als APLer hatte man zu dieser Zeit unter den WiWi-Studenten schon einen ziemlich komischen Ruf, weil man so automatisch in das von Studenten nicht sehr beliebte Lager der Naeve-Anhänger gehörte. Aber in dieser Situation erwies sich das ganze als riesiger Vorteil. Es hatte mal einen Mitarbeiter namens Nolte am Lehrstuhl gegeben, der in APL einen Text-Editor für die 5110 realisiert hatte. Dieser Editor kursierte nur als der "Nolte-Editor". So kam ich in den Genuss, meine Diplomarbeit mit einem Textverarbeitungssystem schreiben zu können. Über die Möglichkeiten, die dieser Editor damals bot, würden Anwender heute nur die Nase rümpfen. Aber damals ... So konnte man seine Texte beispielsweise mit rechtem Randausgleich formatieren. Heute nennt man das glaube ich Blocksatz. Dies war eine Möglichkeit, die für jeden Schreibmaschinenschreiber unerreichbar blieb.

Fuzzy

Im Oktober 1985 fuhr Herr Naeve mit mir zum GI-Kongress "Wissensbasierte Systeme" nach München. Zu dieser Zeit standen eben diese Systeme im Brennpunkt der Forschung. Auf diesem Kongress haben wir dann Herrn Zadeh gehört, der dort die Idee seiner Fuzzy-Logic vorstellte. Fuzzy-Logic war so etwas wie ein Zauberwort. Viele redeten darüber, aber kaum einer wandte sie wirklich an. Heute hört man den Begriff der Fuzzy Logic eher selten, aber dafür wird sie in Kaffeemaschinen, Rasierapparaten und Staubsaugern eingesetzt. Das ist schon ziemlich "fuzzy".

Tabellenkalkulation

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre entwickelten sich langsam die heute als Office-Produkte nahezu jedermann bekannten Anwendungen wie Tabellenkalkulation und Textverarbeitung. Herr Naeve war zu dieser Zeit Leiter des Zentrum für Wissenschaft und berufliche Praxis, kurz ZWubP genannt. Dieses für Technologie-Transfer zuständige Institut wollte nun der beruflichen Praxis in Ostwestfalen das Konzept und die Möglichkeiten der Tabellenkalkulation näher bringen und veranstaltete in Zusammenarbeit mit der IHK Bielefeld einen entsprechenden Vortrag. Das Sprache nicht eindeutig ist, ist mehr oder minder allgemein bekannt. Aber es ist doch immer wieder amüsant, wenn man selber über diese Hürde stolpert. Zu diesem Vortrag kamen hauptsächlich "Kostenrechner", die etwas Neues über Kalkulationsverfahren hören wollten. Mit dem, was wir damals zu erzählen hatten, konnten die meisten Zuhörer wahrscheinlich überhaupt nichts anfangen.

Transputer

Irgendwann so um 1987 brachte die Firma Parsytec Transputer- Einsteckkarten für IBM PC's auf den Markt. Die Technologie paralleler Rechnersysteme musste natürlich unbedingt mal ausprobiert werden. Aber woher nehmen, wenn nicht stehen. Man sucht sich einen Sponsor, der einem Zugang zu dieser Technologie verschafft. Als Sponsor konnte die Datenverarbeitung des Hauses Oetker gewonnen werden. Dort hatte man eine mit Pascal realisierte Anwendung zur Berechnung einer bestimmter Auswertung für das Controlling. Die Berechnung einer solchen Auswertung lief damals ca. 24 Stunden und man erhoffte sich durch den Einsatz eines parallelen Rechnersystems eine drastische Reduzierung der Laufzeit. Das ganze Projekt wurde dann in ein Diplomarbeit verpackt. Der Student der diese Arbeit übernahm, sein Name ist mir nicht mehr bekannt, arbeitete sich zwangsläufig auch in besagtes Pascal-Programm ein. Dabei stellte er fest, daß die Struktur des Programmes die lange Laufzeit verursachen musste. Durch Umstellung der Programmstrukturen konnte so vorab, ohne Einsatz der Transputertechnologie, die Laufzeit auf einen Bruchteil der ursprünglichen Laufzeit reduziert werden. Dies zeigte einmal mehr, daß man durch blosses Hingucken und Nachdenken vielleicht mehr erreichen kann als durch den massiven Einsatz neuer Technologien.

Plätzchenverbot

Zu meiner Zeit war es am Lehrstuhl gute Sitte, nach dem Essen eine mittägliche Kaffeerunde im Sekretariat abzuhalten, an der alle Mitarbeiter teilnahmen. Das Catering für diese Runde hatte Frau Meerkamp unter sich. So stand immer eine Dose mit Keksen auf dem Tisch. Unten in der Dose die Waffel-Kekse mit Schokoüberzug, obendrauf die "normalen" Kekse. Nun hatte ich eine Vorliebe für Waffelkekse und holte mir diese jeden Mittag vom Grund der Dose. Eines Tages wurde dies Frau Meerkamp zu bunt und sie erteilte mir ein "Plätzchenverbot". Dies sah so aus, daß ich als letzter von den Keksen nehmen durfte und zwar immer nur von oben. Ich fand es gemein, aber es war kein wirklicher Nachteil.

All diese Dinge liegen nun schon viele Jahre zurück. Wenn man es recht bedenkt, haben wir eine Revolution der Gesellschaft miterlebt und vielleicht auch wenig mit gestaltet: den Einzug der PC's in alle Breiche der Gesellschaft. Von daher sind viele Dinge, die wir erlebt haben heute kaum mehr vorstellbar.

Bei all der vielen Technik ist aber in der ganzen Zeit das menschliche nie zu kurz gekommen. Deshalb sehe ich all die Leute, die damals dabei gewesen sind, noch immer als eine Art Familie. In diesem Zusammenhang fallen mir Namen ein wie: Jürgen "Steini" Steinecker, Peter Wolf, Jochen Brink, Ralf Bäumler, Ralf Blohmeier, "JD" Jürgen Dörenkämper, "JJ" Jochen Jungeilges, Dietrich Trenkler, Heike

Trenkler, Susanne Dahms, Susanne Witt, Christoph von Basum, Bernhard Stro-
meier, Frau Meerkamp, Frau Wüstenbecker, Ulrich Bullmann, Dieter Wuttke, Dirk
Hoppen und viele andere mehr. Hinter jedem dieser Namen verbergen sich wiederum
eigene schöne Geschichten, die es Wert sind nicht vergessen zu werden.

Danke für eine schöne und lehrreiche Zeit!

Mit den besten Wünschen

Ihr

Ulrich Götte

Kapitel 5

Dirk Hoppen — und Peter Naeve

Begegnung mit einem Lehrer

Ein Reisender kam in ein Kloster, um den Meister zu hören. Nach einer Weile sprach er zu einem der anderen Schüler: "Ich bin weit gereist, um dem Meister zuzuhören. Aber jetzt, wo ich ihn höre, finde ich seine Worte ganz gewöhnlich." Der Schüler antwortete: "Höre nicht auf seine Worte. Höre auf seine Botschaft." "Und wie macht man das?" "Halte dich an einen Satz, den er sagt. Schüttle ihn dann gut durch, bis alle Wörter herausfallen. Was übrig bleibt, wird dein Herz entflammen." (aus Mello, Anthony de: Eine Minute Weisheit, Herder, 1986 - Geschichte leicht überarbeitet)

Universität Bielefeld, H3, Oktober 1980, 8:00 Uhr c.t., Vorlesung Statistik I. Bis jetzt ging es ja noch. Das akademische Wissen kommt scripttechnisch aufbereitet, in kleinen Häppchen durchaus nachvollziehbar daher. Und jetzt das. Muß das denn sein? Ich weiß gar nicht was der will. Bundeswehroffizier kann ich glauben bei der Frisur und Studium an der Freien Universität Berlin schmeckt nach 68'er. Das kann ja heiter werden.

Immer wenn ein neuer Schüler zum Meister kam, um bei ihm zu lernen, setzte sich der Meister mit ihm zusammen auf dem Boden und stellte ihm einige Fragen. "Weißt du, wer der einzige Mensch ist, der dich im ganzen Leben nie verlassen wird?" fragte er den Neuankömmling. "Nein Meister, wer ist es?" "Du." "Und kennst du die Antwort auf jede Frage, die dir je einfallen wird?" fragte der Meister weiter. "Nein, ich weiß es nicht. Wie lautet sie?" "Du." "Und kannst du die Lösung aller deiner Probleme ahnen?" fragte der Meister als letztes. "Nein

Meister, ich gebe auf." "Du."

Antworten auf die wesentlichen Fragen der Betriebswirtschaft habe ich schon erwartet. Statistik scheint da ein wenig anders zu sein. Da richtet sich der Vorlesungsstoff danach, was dieser Prof. morgens beim Frühstück in der Zeitung liest.

Professor der, Hochschullehrer; Universitätsprofessor, Amtsbezeichnung für P. an wiss. Hochschulen. Lehrer, im weiteren Sinn Unterrichtender, im engeren Sinn die Lehrkräfte an öffentlichen Schulen oder Hochschulen.[...] Der Brockhaus in einem Band, 9. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage.

Wie kann man sich bloß schon so früh am Morgen über ganz normale Zeitungsartikel Gedanken machen, in denen so ein paar statistische Zahlen irgendeine Frage beantworten sollen, die sich ein normaler Mensch so früh am morgen und auch sonst nicht stellt. Aus dieser Veranstaltung kommt man mit mehr Fragen raus als man rein gegangen ist. In den Klausuren bekommt man bestimmt 15 Antworten und muß darstellen zu welchen Fragen sie gehören.

Einige Semester später - wer weiß was ich mir dabei gedacht habe - werden Algorithmen und Datenstrukturen mein morgendliches Frühsporthema. Puh, ich dachte dem wären die Fragen schon in der Statistik ausgegangen. Falsch. Auch hier Fragen, Fragen, Fragen. Aber so langsam kann ich einen gewissen Geschmack an Fragen nicht verleugnen. Seltsame Form von Unterricht.

Unterricht, planmäßige, regelmäßige Vermittlung von Fähigkeiten, Wissen und Fertigkeiten in einem bestimmten Fach oder einem durch ein Bildungsziel geprägten Fächerkanon. Der Brockhaus in einem Band, 9. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage.

Ah da, das Vorlesungsverzeichnis bietet doch noch Lichtblicke. Tabellenkalkulation. Endlich mal etwas praktisches für das spätere Leben. W9-109. Ein Semester lang die große Frage was macht eine Tabellenkalkulation, wie macht sie es, warum macht sie eigentlich überhaupt was. Und ich warte immer noch darauf, welches Programm denn hier empfohlen wird. Zumindest weiß ich jetzt, was da alles passieren kann. Also Augen auf beim Softwarekauf. Da scheint Textverarbeitung doch ein dankbareres Thema zu sein. EUMEL gehört ja mittlerweile zum guten Ton. Könnte ich ruhig mal machen. Und da ist er wieder der eisgraue Häuptling mit seinem besten Kumpel Donald E. Knuth im Gepäck. Wieder kein Softwarereview aber dafür eine Seminararbeit. Wer hätte je gedacht, mit wie vielen ausgerauften Haaren, wach gelegenen Nächten, Tassen Kaffee und wieviel Zeit es verbunden ist, ein paar unschuldige kleine weiße Leerzeichen zwischen schwarzen Buchstaben zu verteilen, so daß hinterher ein angenehm lesbarer Text im Blocksatz entsteht. Und wie viele Möglichkeiten es gibt. Und

wieviel Spaß das macht. Das könnte nicht zuletzt an APL gelegen haben.

APL, A Programming Language

Programmiersprache? Eher Virus. Ehe man sich versieht sitzt man Nächte lang vor etwas, das IBM 5120 Tischrechner heißt und auch einen ganzen Tisch braucht. Rund herum weitere befallene Kommilitonen. Syntax Error. Nerven, das kostet Nerven. Ist schon dunkel? Vor 5 Minuten noch nicht. Wie soll das je funktionieren? Die Tür geht auf. Ein großer Becher Kaffee, Geklapper von Cloggs und ein schief gelegter Kopf lassen den Meister erwarten.

Ein Mann kam erwartungsvoll in ein Kloster, um dort bei einem bekannten Meister zu lernen. Er war aber schnell enttäuscht, denn die Worte des Meisters beeindruckten ihn wenig. Er wandte sich an einen anderen Schüler: "Ich war auf der Suche nach einem echten Meister. Ich hoffte ihn hier zu finden. Aber nun habe ich hier nur einen Menschen gefunden, der sich in nichts von anderen Menschen unterscheidet." Der Schüler antwortete ihm: "Der Meister ist wie ein Schuhmacher. Er hat einen unendlichen Vorrat an Leder. Aber das Zuschneiden und das Zusammennähen nimmt er nach den Abmessungen Eures Fußes vor." (aus Mello, Anthony de: Eine Minute Weisheit, Herder, 1986 - Geschichte leicht überarbeitet, Originaltitel: "Verhältnis", S. 99)

Ein Schwatz, was machen sie da gerade, was ist das Problem, was haben sie bisher gemacht, muß das so sein, brauchen sie ein paar Pflaumen, mein Baum hängt über voll, was haben sie sich gerade dabei gedacht, haben sie nicht Lust einen APL Kurs für Leute aus der Praxis zu entwickeln und zu betreuen? Denken und Antworten finden wird langsam zur lieben Gewohnheit, genauso wie der Kaffee im Sekretariat, der mit eigener Tasse im Schrank seinen absoluten Höhepunkt findet.

Selbst abstruse, sozial motivierte Vorstellungen von Fachschaftsvertretern haben nicht verhindern können, daß man sich zum Auseinandersetzen zusammensetzt, verschiedene Meinungen vertritt, anhört, diskutiert und sich dann auch als Professor mal zähneknirschend geschlagen gibt.

Die Krönung. Eine Diplomarbeit mit Marketing, Betriebsinformatik und APL. Über ein Jahr Ringen mit der Thema und der Umsetzung, monatelanges Zittern um die Note und dann Anfang Dezember ein Umschlag mit der Aufschrift "Nicht vor dem 24.12. öffnen". Das Gefühl bei diesem Anblick bewegt sich von schierer Verzweiflung bis zum Götz von Berlichingen. Die Freude beim Wiedersehen war denn auch nicht davon geprägt, daß sich das warten notentechnisch gelohnt hat sondern von der Frage "Sie haben doch nicht wirklich bis Weihnachten gewartet?" Doch. Und damit auf ein Gutachten gewartet, das "Why I did it, how I did it and what I should have done" hervorhebt. Als leichtes Reisegepäck für das richtige Leben genau das Richtige.

*”Ein Lehrer beeinflusst die Ewigkeit.
Er kann nie sagen, wo sein Einfluß aufhört.”
Henry Adams*

So eine Diplomarbeit fordert schon ein wenig. Wenn ein Lehrer darüber hinaus eines seiner e's der Forderung seiner Schüler einverleibt und dadurch fördert, um so schöner. Noch schöner, wenn sich das nicht nur auf ein bestimmtes Fach oder einen durch ein Bildungsziel geprägten Fächerkanon beschränkt, sondern ganze Menschen einbezieht.

Eine Promotion in der Grauzone zwischen Organisation und Informationstechnologie fordert dann noch mal Schüler und Lehrer auf verschiedenen Ebenen heraus. Zu guter Letzt sicherlich in einer abschließenden Bewertung der Leistung, die eine akademische Karriere nicht verbaut, aber bei Lichte betrachtet auch nicht unbedingt aufdrängt.

Irgendwann muß auch mal Schluß sein mit dem akademischen Sandkasten. Also raus aus dem Sandkasten.

So richtig Schluß geht dann eben doch nicht. Berührungspunkte gibt es immer wieder. Man kann mal nachzusehen, ob es nicht eine Veranstaltung gibt, bei der man Informationsmanagement präsentieren kann, ob man nicht den einen oder anderen guten Kollegen ködern kann, ebenfalls den Sandkasten zu verlassen, ob man ein LINUX- Seminar nicht mit einer Persönlichkeit bereichern kann, ob die alte Tasse noch im Schrank steht, ob man bei einem spontanen Besuch der Uni im Sekretariat einen Kaffee bekommt oder ob im Stehcafe gerade ein allgemein philosophischer Disput über Kultusminister, Fakultät und sonstige Unruhestifter stattfindet.

What I should have done? Noch einmal Statistik I hören, Herr Lehrer. Ich glaube mich würden die Fragen jetzt interessieren.

Dirk Hoppen, 5.7.2002

Kapitel 6

Michael Korngiebel — und Peter Naeve

Peter Naeve, der Unbequeme

Dieses Schlagwort steht über den Beiträgen, die in episodenhafter Form ein Bild von Peter Naeve vermitteln sollen.

Ohne großes Nachdenken sind wir uns alle in einem einig: Peter Naeve ist ein *unbequemer Zeitgenosse*. Zweifel hieran gibt es nicht einmal im engsten Familienkreis.

Zweifel können lediglich darüber aufkommen, ob - Peter Naeve ein *„genuiner“* Unbequemer ist oder - er die *Rolle* des Unbequemen lediglich spielt.

Im Schauspiel i.S. einer künstlerischen Veranstaltung gibt es eine überschaubare Zahl von Rollen: den jugendlichen Liebhaber, die Salondame etc. Den Unbequemen als generelle Rolle suchen wir vergeblich. Wir treffen sie aber im Schauspiel des realen Lebens an. Auffallend ist:

Die Rolle ist sehr selten gut besetzt.

Woran liegt das? Eine der Hauptgründe für diesen Umstand ist die mangelnde *Konfliktfähigkeit* und *Konfliktbereitschaft* der betreffenden Darsteller. Hierfür mögen Ängste um den beruflichen Werdegang ausschlaggebend sein. Von Peter Naeve könnten wir dies nie behaupten. Mitunter stand man unter dem Eindruck,

seine Handlungsmaxime sei *Viel Feind, viel Ehr.*

Wer den Vater von Peter Naeve kennengelernt hat, wird auf der anderen Seite sofort sagen: Ganz klar ein Fall von Vererbung.

Naeve Junior ist der *friesische Unbequeme par excellence*: Hat immer Recht und sowieso!!

Ernst zunehmende Beobachter und Wegbegleiter von Peter Naeve sind sich einig, es wäre eine bodenlose Ungerechtigkeit, Peter Naeves *Leistungen auf dem Gebiet des konstruktiven und destruktiven Meckerns* auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einiger popeliger Gene zu reduzieren. Nein! Peter Naeve hat die Rolle des Unbequemen in unnachahmlicher Weise konzeptionell angelegt und im Laufe der Jahre ausgebaut.

Was sind seine rollenbildenden Elemente?

Die 3 Ps: Provokation, Provokation und nochmals Provokation.

Im Folgenden wollen wir uns mit den unterschiedlichen Ausprägungsformen des provokativen Elements in Peter Naeves Rollenverhalten befassen.

ERSCHEINUNGSBILD

Episode 1

Auffallend war und ist der militärisch akkurate Haarschnitt.

In einer der ersten Simulationsveranstaltungen an der FU Berlin wurde das bekannte Warteschlangenproblem vor einem Friseurstuhl behandelt. Nach der Einführung in der ersten Stunde erschien Peter Naeve in der Folgestunde mit einem - selbst für Bundeswehrverhältnisse - extrem kurzen Haarschnitt. Dies veranlasste Herrn Felix Hampe zu der bewundernden Spontanäußerung: "Naeve hat sich zweimal angestellt."

Fazit:

Provokation wurde wahrgenommen, Funke sprang nicht in nennenswertem Umfang über, da Teilnehmer unter einer offensichtlichen Respektblockade standen.

Situatives Entscheidungsverhalten

Episode 2

Ein friedlich im Liegestuhl ruhender Peter Naeve (überaus selten zu beobachten) erblickte aus nahezu geschlossenem linken Auge einen nach oben wachsenden Hügel auf dem Familiengrundstück in St. Peter Ording. Er ergriff einen seiner mit Eisennägeln versehenen Clogs und schleudert diesen auf den nunmehr ans Tageslicht gelangenden Nebenakteur, einen friesischen Maulwurf, und tötete ihn. Dem Riesenprotest der Familie (insbesondere der Kinder) entgegnete Peter Naeve: "Von wegen unter Naturschutz stehen, der macht sich an meine Blumen jran".

Fazit:

Provokation wurde wahrgenommen. Funke sprang über. Nachdenklich sollte aber stimmen, dass Peter Naeve in Teilbereichen zu recht bürgerlichen Reaktionen neigt.

Emanzipationsverständnis

Episode 3

Alle Teilnehmer einer Kadersitzung der Gruppe ROSALI erinnern sich noch heute mit fröstelndem Schaudern an Peter Naeves Statement zur Emanzipation im gesellschaftlichen Alltag: "Fr. Arndt, den einzigen Beitrag, den Sie auf dem Gebiet der Emanzipation geleistet haben, besteht darin, dass Sie jedermann klar gemacht haben, Sie mit Frau und nicht mit Fräulein anzureden." Nach dieser wahrlich bärenstarken Äußerung meldete sich die spätere Frau Beuermann zu Wort: "Ich möchte klarstellen, dass ich Wert auf die Anrede 'Fräulein' lege. Jeder soll wissen, dass ich noch zu haben bin."

Fazit:

Riesenprovokation; Funke sprang zur falschen Person über und ermöglichte der jugendlich Naiven einen Soloauftritt.

Jesuitische Anleihen

Episode 4

Peter Naeve wurde dem Konzil der FU Berlin bei der Wahl zum Kuratorium als gemeinsamer Kandidat der Reformsozialisten und Rechten vorgestellt. Dem Unmut der Linken Fraktion gegen die Unterstützung durch Rechts entgegnete unser sprachgewandter Peter Naeve bei der Kandidatenvorstellung: "Pecunia non olet." Flammender Protest bei der Linken Fraktion.

Fazit:

Nicht ein Funke, sondern ein Blitz sprang über. Bemerkenswert ist in diesem frühen Stadium der Rollenentwicklung der Einbau altsprachlicher Kenntnisse.

Puristische Anleihen

Episode 5

Ein Vorlesungsverzeichnis der Fachhochschule für Wirtschaft kündigte seiner Zeit mehrstündige Veranstaltungen von Assistenz-Professoren der FU Berlin an (natürlich mit Entgelt für die Gastarbeiter), denen die FUB als Maximalleistung ein zweistündiges Lehrengagement pro Semester abtrotzen konnte. Die Lektüre dieser Veranstaltungsankündigung und die Vermutung des Fehlens der erforderlichen Nebentätigkeitsgenehmigungen veranlassten Peter Naeve, dem an diesem Nachmittag im Institut am Corrensplatz herumlungenden ABEND Journalisten Eggestein schonungslos die Fakten und seine subjektive Wertung mitzuteilen. Was keiner der Beteiligten wissen konnte, war, dass der ABEND noch keinen richtigen Aufmacher für den nächsten Tag hatte. Diese Sorge war der ABEND nach der Rückkehr seines Hochschulreporters los. Der nächste Tag begann auf der Seite 1 - sinngemäß - mit der Überschrift "Skandal an der FU Berlin...". Aus Ermangelung der Todesstrafe als Sanktion gegen unbotmäßige Hochschullehrer wurde versucht, den Fachbereichsrat des FB10 in einen lokalen Wohlfahrtsausschuss mit Sonderrechten umzufunktionieren. In der betreffenden Sitzung entging Peter Naeve mit knapper Not der öffentlichen Hinrichtung.

Fazit:

Funke verwandelte sich zu nicht mehr steuerbarem Blitz. Peter Naeve hatte die Kampfbereitschaft linker und rechter Spitzenverdiener deutlich unterschätzt.

Kapitel 7

Jürgen Krüll — und Peter Naeve

Eine persönliche Stellungnahme zu Anekdoten über Peter Naeve

Aus meiner Ausbildung zum Tischler könnte ich ohne Nachdenken eine abendfüllende Anekdotensammlung über meinen Lehrmeister zum Besten geben. Aufgefordert, etwas derartiges über meinen akademischen Lehrmeister zu Papier zu bringen, tue ich mich schwer. Das irritiert vielleicht und deshalb muss der Sache auf den Grund gegangen werden.

Eine mögliche Ursache ist, dass mein Tischlermeister nur in einem Punkt wesentlichen Einfluss auf mich hatte; ich beschloss, nach der Ausbildung das Metier zu wechseln. Bei Meister Naeve war das wohl anders, was natürlich nur eine Vermutung ist. Daher bietet es sich an, einige Momente zu beleuchten, die fest in meinem Gedächtnis verblieben sind.

Die erste Begebenheit ist vor dem Hintergrund zu verstehen, dass ich nach jahrelanger Schulabstinenz formal nicht unbedingt sattelfest war. Vieles an der Mathematik, was von Mitstudenten mit größter Selbstverständlichkeit angenommen wurde, bereitete mir Kopfzerbrechen. Und da dozierte Meister Naeve nun über Folgen und Reihen. Er stand auf der einen Seite des Hörsaales, wies auf die gegenüberliegende Seite und sagte, es sei doch irre, dass man hier stehe und Aussagen darüber träfe, wie sich die Dinge dort drüben verhalten würden. Erleichterung! Derartige Überlegungen hatten mir bis dahin oft Probleme bereitet - sie tun es heute eigentlich immer noch - und zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, das sei legitim.

Irgendwie muss sich der Lehrer für mich schon in dieser Zeit zu einer Instanz aufgeschwungen haben. Obwohl sich der Kontakt zu ihm auf die Zuhörerschaft in einer Vorlesung beschränkte, spielte er bereits die Hauptrolle in einem meiner damaligen Albträume: Prüfungstag, ich komme verspätet, Türen zum Hörsaal bereits verschlossen, Meister Naeve davor als Wächter und stellt den Delinquenten zur Rede. Ein Psychoanalytiker würde daraus sicher eine wilde Geschichte machen.

Prüfungen sind für den Studenten bekanntermaßen aufregend - und das nicht unbedingt immer in positivem Sinne. Das gilt auch für Seminare. Wochenlanges Arbeiten und Fiebern auf den einen Tag hin, an dem man einen weiteren Stein auf dem Weg zum Abschluss beiseite geräumt hat. Und dann, das Ziel schon greifbar, liefert die Besprechung der Ausarbeitung zwei niederschmetternde Ergebnisse:

1. Standard wird mit *D* geschrieben und
2. nicht eine, sondern zwei Sitzungen sollten auf die Prüfung verwendet werden.

... super! Doch als Belohnung gab es die Erkenntnis, dass auch in der Hochschulausbildung Themen nicht abgeprüft werden müssen, sie können auch diskutiert werden. Es ging also gar nicht um den Stein. Wieder 'was gelernt.

In der Folgezeit konnte ich als Tutor und Systemadministrator erfahren, dass man unter den Fittichen des Meisters wahrlich gut aufgehoben war, und das nicht nur in akademischer Hinsicht. Probleme seiner Umgebung waren immer auch seine persönlichen Probleme. Dieses Kümmern um andere, die Zeit, die auch in betriebsamen Momenten zur Verfügung stand, wenn Rat vonnöten war, das ist vielleicht das Wichtigste, was man aus dieser Lehrzeit mitnehmen konnte.

Nicht wirklich geliebt habe ich die Rolle des technischen Gewissens, mit der mich der Meister bei einigen innenpolitischen Veranstaltungen versah. Der damit verbundene Auftrag lautete:

1. schweigend Kompetenz auszustrahlen,
2. mich nicht zu wundern, egal wie verrückt er sich dort aufführen würde, und
3. ihm auf Nachfrage zuzustimmen, so abwegig seine Ausführungen auch erscheinen mochten.

Das waren Lehren für die Welt da draußen. Manchmal nicht leicht zu ertragen, aber der Erfolg sprach hier oft für sich. Herrn Naeve hielt dies bei anderen Gelegenheiten allerdings nicht davon ab, sein Gewissen an den Ohren über den

Flur zu ziehen, oder meinen Namen mit beeindruckender Lautstärke in den Flur zu brüllen. Ein leichtes Hüsteln seiner Workstation war dafür Anlass genug. Lehrjahre sind eben doch keine Herrenjahre, auch nicht mit Diplom!

Solange seine (Rechner)welt stabil blieb - und das nicht nur in rein technischer Hinsicht - war Herr Naeve für den Administrator aber ein angenehmer Kunde. Beschwerden, wie etwa bei der Vergabe neuer Rechnernamen - der Rechner seines Adlatus Wolf hatte die kleinere Nummer bekommen - konnte man unter Hinweis auf die angestrebte Analogie mit Besoldungsgruppe und Rechnerbezeichnung leicht abfangen.

Gespräche, und auch das zeichnet Herrn Naeve wohl aus, hatten oft einen unverbindlich verbindlichen Charakter. Es konnte beispielsweise geschehen, dass man ihn nebst Gattin nach einigem Sinnieren über die Mitternachtssonne und die günstige Lage der vorlesungsfreien Zeit später auf einem Stein in Lappland liegend traf. Zufällig, meint meine Frau, und die hat meistens recht.

Manchmal schien ihm aber auch selbst die unverbindliche Verbindlichkeit etwas zuviel und dann sorgte er dafür, den notwendig erscheinenden Grad der Unsicherheit wieder herzustellen. So fragte er, nach Jahren intensiver Betreuung des Doktoranden in dessen Büro, was er eigentlich mit der ganzen Sache zu tun habe. Bislang habe ja noch niemand mit ihm darüber gesprochen. Das war ungefähr zehn Minuten vor Beginn der über die Annahme des Promotionsvorhabens entscheidenden Sitzung des Promotionsausschusses.

Und wo wir nun bei der Promotion als Abschluss der Lehrzeit angelangt sind, bietet es sich vielleicht an, noch einmal zum Anfang zurückzublicken.

Der Tischlermeister hat meinen Plan für das Gesellenstück für verrückt erklärt und versucht, mich an der Ausführung zu hindern. Er hatte im Nachhinein betrachtet Unrecht. Den Plan für meine Dissertation habe ich selber lange Zeit für verrückt gehalten. Meister Naeve hat mich bestärkt, den Plan in die Tat umzusetzen. Der Tischler war ein Clown. Herr Naeve hingegen war Lehrer, Mentor und wahrscheinlich manchmal auch Ziehvater. Vielleicht fällt es mir deshalb schwer, etwas anekdotisches über Peter Naeve zu Papier zu bringen.

Jürgen Krüll

Kapitel 8

Wilfried Mende — und Peter Naeve

Geschichten mit Prof. Peter Naeve

Als ich die Anfrage von Peter Wolf las, Geschichten von und mit Peter Naeve zu Papier zu bringen fielen mir spontan einige Episoden ein, die ich mit Ihm erlebt habe und die ich hier zum Besten geben möchte. Beim Schreiben wurde mir mal wieder klar, wie sehr mich Peter Naeve geprägt, beeinflusst und meinem Leben Impulse gegeben hat, die bis heute noch sehr bestimmend sind. Aus diesem Grund kann ich keine Geschichte über ihn schreiben, ohne auch gleich eine Geschichte über mich selbst zu schreiben - der geneigte Leser mag mir das entschuldigen der ungeneigte soll einfach etwas anderes lesen.

Das erste mal ... hat mich ganz schön verwirrt

Ich hatte im Studium die Angewohnheit, Vorlesungen nur äußerst sporadisch zu besuchen - wenn überhaupt. Ich fiel immer in Trance, wenn ich still sitzen und zuhören musste. Aber zu Beginn des Hauptstudiums habe ich mich bei Prof. Röck als EDV- Tutor beworben. Als ich die Bewerbung im Sekretariat abgeben wollte, saßen er und Prof. Naeve im Sekretariat und nahmen die Bewerbung persönlich entgegen. Prof. Naeve sagte zugleich: "Sie kenne ich nicht!" Was mich nicht überraschte, denn bei so vielen Studenten ist das ja kein Wunder - und welcher Professor würde sich die Mühe machen einige hundert Studenten wenigstens vom Angesicht her zu kennen? So dachte ich damals. Zur Erklärung gab ich eine - m.E. sinnvolle Erklärung - diesen Umstandes: "Ich sitze meistens in der letzten Reihe" -

wohl auf eine Kurzsichtigkeit hoffend! Der Kommentar von Herrn Naeve war nur: "Die letzte Reihe kenne ich am besten!" Nun, da viel mir auch nicht mehr viel ein ... Anzumerken an dieser Begegnung ist noch, dass Prof. Röck fragte, ob ich Angst vor Herrn Naeve hätte. Diese Frage fand ich damals sehr ungewöhnlich, er war doch kleiner und in einer viel niedrigeren Gewichtsklasse als ich. Und in späteren Begegnungen gab es auch nie Anlass zu Angst. Also stimme ich nicht mit dem Titel: "Wirkungen eines Unbequemen überein." Wirkungen ja - unbequem nein. Auf jeden Fall bin ich ziemlich verwirrt wieder aus dem Sekretariat gekommen.

Sind Sie verrückt?

Nun, mit dem EDV-Tutor wurde es nichts, aber mein Ehrgeiz war angestachelt. Zu der Zeit fand ich mich mit 2 Kommilitonen zusammen: Jürgen Bartels und Dietmar Thiel. Wir drei hatten die EDV - so hieß das damals (Anmerkung für jüngere Semester) als Wahlpflichtfach und wollten alle drei einen Job am Lehrstuhl. Da unsere Vordiplome aus ökonomischen Gründen (Verhältnis von Aufwand und Ertrag) nicht sehr herausragend waren, mussten wir uns etwas anderes überlegen. Im Seminar bei Peter Wolf und Jürgen Steinecker haben wir dann eine Seminararbeit zu dritt übernommen. Es ging um das Thema: "Analyse eines Datensatzes mittels SPSS und umgekehrt". Wir haben praktisch die Semesterferien durchgearbeitet und dann eine Seminararbeit von 193 Seiten abgegeben. Einige Tage später trafen wir Prof. Naeve auf der Treppe zur Bibliothek und er sprach uns mit der Frage an: "Sind Sie verrückt?" Wieder eine Frage, mit der ich nichts anfangen konnte - was meint er denn nun schon wieder. Haben wir in der Arbeit einen Fehler produziert? Einer von uns hat sich in der Arbeit mit Spektralanalyse auseinandergesetzt (ein Gebiet, mit dem sich Herr Naeve wohl gut auskannte). Ich weiss bis heute noch nicht, was das ist, und der Kollege ist auch sichtlich an seine physischen und psychischen Grenzen bei diesem Thema gekommen. Vielleicht saß ja da der Fehler? Nein, mit verrückt meinte er, eine solche umfangreiche Arbeit abzugeben. Aber gelohnt hat es sich trotzdem, wir haben alle drei Jobs bei Ihm bekommen. Vielleicht lohnt es sich doch, etwas verrückt zu sein? Zu diesem Thema fallen mir noch zwei Geschichten ein: Ich lernte eine Studentin kennen, die mir folgendes erzählte: Sie hätte sich mal mit Prof. Naeve ziemlich gestritten - das Thema ist mir leider entfallen. Und einige Tage später hat er Ihr einen Job angeboten. Oder mein Freund Michael Schulte, der eigentlich Marketing studieren wollte. Aber als er eine gewisse Computer-Sucht an den Tag legte, habe ich Ihn überredet, Superuser zu werden. Der Kommentar von Prof. Naeve lautete: "Der sieht ja aus wie ein Raubritter!" Was stimmte: ein großer Ostfrieser, immer mit 3-5 Tage-Bart und schwarzem T-Shirt. Aber den Job hat Prof. Naeve ihm trotzdem gegeben. Er ist heute noch in dem Job tätig - mittlerweile an einer Uni in den USA. Und: Er ist der beste Systemverwalter, den ich je kennenlernte.

Denken hilft!

Irgendwann kam es zur Diplomarbeit, die ich bei Prof. Naeve schreiben wollte. Thema: Soziale Aspekte des Software Engineerings. Aber wir konnten uns nicht auf einen Titel einigen - das Thema war klar, aber die Frage war, wie betitelte man es? Meine Vorschläge wies er immer zurück - und ich knobelte weiter. Bis ich eines Tages mit einem neuen Vorschlag kam und er sagte: "Der ist es. Denken hilft doch!" Der Satz: "Denken hilft", wie einfach und banal er auch klingen mag, ist eine Art Leitbild in meinem Leben geworden. Denn, so hat sich in der späteren Berufserfahrung gezeigt: Nicht, zu wenig oder falsches Denken sorgt für jede Menge Probleme. Danke für die "Erleuchtung!"

Das schaffen Sie schon!

Eines Tages kam Prof. Naeve zu mir und fragte mich, ob ich nicht ein Seminar für Angestellte der Universitäten in NRW zum Thema "Projektmanagement" halten wollte. Also Leute, die praktisch mit Projekten arbeiten und konkrete Unterstützung wollten. Ich sagte zu ihm: "Ich habe keine Ahnung von Projektmanagement. Und Projekterfahrungen habe ich auch nicht." Er machte mir Mut und sagte: "Das schaffen Sie schon! Ein guter Lehrer ist nicht immer ein guter Anwender und umgekehrt!" Ich erzählte dem Dezernent, der den Job vergab, von meinen Vorkenntnissen und der sagte nur: "Prof. Naeve hat Sie mir empfohlen. Das reicht mir." Trotz Zittern und Bangen sowie drei schlaflosen Nächten habe ich das Seminar gut gehalten - es wundert mich heute noch. Mittlerweile bin ich freiberuflicher Trainer und Projektmanagement gehört zu meinen Hauptthemen!

Abschluss

Ich habe Peter Naeve viel zu verdanken. Er sagte mir einmal: "Wir vermitteln hier nicht Wissen, sondern wir formen Köpfe!" Mein Kopf hat er sicherlich geformt. Ich wäre heute nicht der, der ich bin, wenn er meinem Kopf nicht geformt hätte. Er hatte immer eine offene Tür und ein offenes Ohr für diejenigen, die es wollten. Einen Professor, der die zusätzliche Mühe auf sich nimmt, auch erzieherisch tätig zu sein, findet man nicht oft. Er eckte damit auch öfters an - vor allem bei Studenten, die es einfach haben wollten und bei einigen seiner Kollegen. Ich habe es immer als wertvolle Erfahrung empfunden, von und mit Ihnen, Prof. Naeve, zu lernen und mich zu entwickeln. Und unsere gemeinsamen Geschichten zeigen, wie sehr Sie mich und mein Leben im positivsten Sinne beeinflusst haben. Und ich möchte noch aus dem Zeugnis zitieren, das Sie mir geschrieben haben, weil es mir genauso gegangen ist: "Es war immer eine Freude, mit ihm zusammenzuarbeiten."

Ich danke Ihnen für alles und wünsche Ihnen für Ihren neuen Lebensabschnitt noch viel Schaffensfreude und Köpfe, zum formen! Und ich wünsche mir, gelegentlich von Ihnen zu hören und verbleibe mit den besten Wünschen!

Ihr

Wilfried Mende

Kapitel 9

Maria Meerkamp — und Peter Naeve

Was mir zur Person Prof. Naeve aus dem Stand einfällt!

- Es war ein Glücksfall für mich, daß ich die Sekretariatsstelle bei Herrn Professor Naeve bekam.
- Als ich mit Herrn Naeve das erste Mal sprach, wußte ich gleich, hier kann ich arbeiten — es herrschte sofort eine angenehme Atmosphäre.
- Ein typische Professoreneigenschaft: Wenn Herr Naeve mit dem Auto zur Uni kam, mußte es schon damals immer auf derselben Stelle im Parkhaus stehen, sonst fand er es abends nicht wieder.
- Etwas sagte er mir ziemlich am Anfang bezüglich des Schreibmaschineschreibens. Das habe ich bis heute nicht vergessen:

„Ich sage Ihnen gleich: Die Sätze in Briefen eines Professors sind nicht immer korrekt.“

Wenn ich irgendwelche Einwände hätte, dann könnte ich alles verändern, nur die Inhalte müßten noch zu erkennen sein, so Professor Naeve.

- Mittwochs ging Herr Naeve immer Fußballspielen. Jedesmal hatte ich Angst, es könnte etwas passieren. Am Tag darauf taten ihm meist die Finger weh, er war ja der Torwart.
- Wenn ich nach einer zusammenfassenden Charakterisierung gefragt würde, dann würde ich so antworten:

Er war ein so einfühlsamer und gerechter Chef, er ist ein sehr guter Mensch.

Kapitel 10

Jörn Mordau — und Peter Naeve

Professor Naeve — in ein paar anekdotischen Erinnerungen

Der Unbeirrbare

Seine Meinung zu äußern, ist in unserer Gesellschaft nichts Ungewöhnliches. Jedoch lassen sich insbesondere politische Meinungsäußerungen, worunter alle normativen Aussagen fallen, die Interessen bestimmter Gruppierungen in unserer Gesellschaft berühren, einem einfachen Test unterziehen. Man stelle sich einfach zwei Fragen: Welcher Gruppierung gehört der seine politische Meinung Äußernde an? Und: Wird die ihm zuzurechnende Gruppierung durch die Äußerung, was denn sein soll, bevorzugt oder benachteiligt? Erstaunlicherweise zeigt die Statistik eine stark positive Korrelation zwischen geäußelter Norm und vorteilhaftem Effekt für ausgerechnet die Gruppe, der der sich frei Äußernde angehört. Umso bemerkenswerter sind Forderungen, die dieser allgemeinen Gesetzmäßigkeit zuwiderlaufen. Professor Naeve ist bekannt für solche Forderungen. So vertrat Professor Naeve stets die Ansicht, dass die Gruppe der Professoren nicht Sondervergütungen für eine Tätigkeit erhalten sollte, die zu ihren ureigenen Aufgaben zählt, nämlich Studenten zu prüfen. Die Forderung nach Abschaffung der Prüfungshonorare, die im Dissens zu der gesamten übrigen Professorenschaft stand und steht, unterbreitete er auch dem einschlägigen Ministerium, das diesen weltfernen Vorschlag zunächst ähnlich großmütig ignorierte wie ihn die Professorenkollegen belächelten. Als jedoch nach Jahren die staatlichen Kassen immer leerer wurden, wurde auf einmal diese weltfremde Ansicht zum Politikum: Die Prüfungsgebühren wurden unter Protest der Professorenschaft abgeschafft. Pro-

fessor Naeve protestierte nicht, war aber mit dieser Entwicklung auch wieder nicht ganz zufrieden: Wie das Wissenschaftsministerium und seine Kollegen, die gar nicht so böse auf ihn waren, wusste auch er, dass hier nicht die Vernunft eines Unbequemen gesiegt hatte, sondern die Pragmatik der Politik, eben das zu streichen, was ohne große juristischen und politischen Folgen in Zeiten knapper Kassen gestrichen werden kann.

Professor Naeve und das Internet

Nicht allzu viele Menschen wissen, dass die Anfänge des weltweiten Computernetzes zwar im amerikanischen Verteidigungsministerium liegen, die ersten nicht-militärischen Nutzer aber keineswegs Aktiengesellschaften wie Borussia Dortmund oder Beate Uhse waren, sondern freie, wissenschaftliche Einrichtungen für Forschung und Lehre. Hier ging es weniger um werbe- oder spaßwirksame Selbstdarstellung auf der Home-Page oder in Chat-Foren als schlicht um die freie Übermittlung von Wissen und neuen Kenntnissen. Diese Tradition wird immerhin von einigen dieser Lehr- und Forschungseinrichtungen bis heute gepflegt. Allerdings wurde und wird dieser paradiesische Zustand immer wieder von "Hackern" bedroht, die freie Zugänglichkeit muss geschützt werden. Und da der unsozialen "Spielverderber" nicht so leicht beizukommen war, ging eines Tages das Rechenzentrum der Universität Bielefeld stattdessen gegen jene harmlosen Wissenschaftler und Studenten vor, die ihren Geist vor allem an ihrem wissenschaftlichen Themen schärften anstatt ihn für die viel wichtigere Aufgabe einzusetzen, möglichst nicht zu knackende Paßwörter zu kreieren. Viele Vornamen von Ehefrauen oder Freundinnen fallen übrigens nicht darunter. Ein raffiniertes Programm des Rechenzentrums überprüfte also die Komplexität aller verwendeten Paßwörter und demjenigen, dessen Paßwort als zu leicht befunden wurde, wurde der Zugang gesperrt. Und so erging es auch Professor Naeve. Das Rechenzentrum hatte nicht den delinquenten Hacker, sondern ihn ausgesperrt. Das Opfer wurde bestraft, der Täter lief frei herum. Die Idee der "freien Wissenschaft" und der mit ihr einhergehenden "offenen Gesellschaft" wurde zu Grabe getragen. Es fällt uns nicht schwer auszumalen, dass Professor Naeve gegen diese Ungerechtigkeit intervenierte. Sein Losungswort hieß "Kopf ab". Damit meinte er freilich nicht den Chef des Rechenzentrums, sondern den "Hacker". Zu seinen Gunsten wollen wir weiter annehmen, dass sich diese Losung auch weniger auf eine Renaissance des mittelalterlichen Strafvollzugs bezog als auf das Prinzip, in erster Linie den Delinquenten erfolgreich zu sanktionieren anstatt das Verwerfliche dadurch zu beseitigen, dass Einschränkungen vom Unschuldigen abverlangt werden.

Fahndung nach einem Druckerdieb

Zu den Büchern, die auf Professor Naeves Empfehlungsliste ganz oben stehen, gehört Karl Poppers "Die offene Gesellschaft und ihre Feinde". Nun zählen zu diesen Feinden freilich nicht nur Paßwortdiebe, sondern auch jene Kleptomane, die öffentliches Eigentum rechtswidrig privatisieren. Die Verantwortlichen der Bibliothek können sicher ein Lied davon singen, aber auch andere Gegenstände als Bücher sind durchaus bedroht. So wurde an einem hellen Nachmittag innerhalb eines zum Lehrstuhl des Herrn Professor Naeve gehörenden Raumes, in dem gewöhnlich Studenten ihre Diplomarbeiten Latex-gerecht eintippen, ein angeketteter(!) Laser-Drucker losgeschraubt und dann in einem unbeobachteten Moment entwendet. Als der nächste Druckauftrag nicht mehr ausgeführt werden konnte, war der Dieb bereits "über alle Berge". In der "offenen Gesellschaft" Universität findet eben keiner Anstoß daran, wenn jemand mit einem Drucker unter dem Arm die Treppe herunterläuft. Selbstredend, dass Professor Naeve auf diese dreiste Tat reagierte. Selbstverständlich aber nicht nach der Art eines Rechenzentrumleiters. Für die Diplomanden wurde schnell Ersatz organisiert, sodass sie weiterhin offen das ausdrucken konnten, was sie Latex-gerecht eingetippt hatten. Allerdings schmückte die Pinnwand bald ein Blatt, auf dem eine Belohnung ausgesetzt war für Hinweise, die zur Ergreifung des Druckerdiebs führten. Der Druckerdieb wurde nie gefunden, wengleich unter allen Latex-gerecht eintippenden Studenten die Meinung vorherrschte, dass die Belohnung den realen Gebrauchswert des Druckers weit überstieg.

Professor Naeve und die Betriebswirtschaft

Professor Naeve ist von Haus aus Statistiker, also mehr Mathematiker als Wirtschaftswissenschaftler, wengleich sein Lehrstuhl für "Statistik und Informatik" der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät in Bielefeld zugerechnet wird. Sein Verständnis von "Wissenschaft" unterscheidet sich durchaus etwas von demjenigen der betriebswirtschaftlichen Fraktion, der er sich keinesfalls zugehörig fühlt. Diese Distanz zur Betriebswirtschaft erlebte man am deutlichsten, wenn man Professor Naeve mit einem unschuldig-verschmitzten Lächeln auf eines der bedeutendsten Felder der modernen Betriebswirtschaft hinweisen sah. Richtig, es handelte sich hierbei um die so genannte "ABC-Analyse", die die Artikel eines Unternehmens in drei Kategorien unterteilt. Artikel der Kategorie A sind nur wenige, aber sie leisten einen hohen Beitrag zum Jahresumsatz. Artikel der Kategorie B sind zahlreicher, aber nicht mehr so umsatzbedeutsam, während die größte Artikelgruppe der Kategorie C den schwächsten Jahresumsatz erzielt. Die bahnbrechende Konsequenz liegt nun darin, die aufwändigste Disposition den Artikeln der Kategorie A angedeihen zu lassen. Man mag darüber lächeln - wie Professor Naeve. Aber man sollte nicht vergessen, dass die erfolgreichsten Betriebswirtschaftler genau diejenigen waren, die dieses Prinzip so verinnerlicht hatten, dass sie sogar imstande waren, den prüfungsrelevanten Unterrichtsstoff zu "abc-analisieren". Auf diese Weise konnten sie genau die Prüfungsfragen heraus-

filtern, deren Beantwortung einen hohen Punkteanteil versprach, während sie jene zahlreichen Fragen, deren Beantwortung die Gesamtpunktzahl allenfalls geringfügig erhöhen würde, getrost vergaßen. Nicht nur Professor Naeve weiß, welches BWL-Thema auch in Zukunft das Kategorie-A-stärkste bleiben wird: die ABC-Analyse höchstselbst.

Professor Naeve und die Wirtschaft

Dass der Staat seine öffentlichen Ausgaben immer weiter einzuschränken hat, erfährt man fast in jedem wirtschaftlichen Jahreshutachten. Leider betreffen die öffentlichen Ausgaben auch die Universitäten, die immer mehr dazu angehalten werden, auch oder immer mehr nach privaten Geldgebern Ausschau zu halten. Somit erhält die Wirtschaft endlich die Gelegenheit dazu, den "verkrusteten" Universitäten einmal aufzuzeigen, welche Innovationen notwendig sind, und was umgekehrt die Wirtschaft von den Universitäten erwartet. Dieser Standpunkt ist fast schon Konsens unter allen vernünftig denkenden Menschen geworden, mit einer Ausnahme - Herrn Professor Naeve. So unterhielt er sich einmal mit einem Studienbeginner, der, was seine Studienplanung betraf, nur eines wusste, nämlich möglichst schnell mit dem Studium fertig zu werden, denn so etwas werde honoriert von der Wirtschaft. Professor Naeve kopfschüttelnd: "Sagen Sie einmal, geht es der Wirtschaft gut oder geht es der Wirtschaft schlecht?" Antwort: "Schlecht". Professor Naeve weiter: "Warum glauben Sie dann so fest an die Ratschläge jener, die den Karren in den Dreck gefahren haben?"

Professor Naeve und die mündliche Prüfung

Während an vielen Lehrstühlen auf die Frage, wie eine Diplomarbeit anzufertigen sei, Ratschläge über eine allgemeine inhaltliche Gliederung abgegeben werden und Anweisungen zum optimalen Zeilenabstand und optimalen Seitenrand verteilt werden, sucht man bei Professor Naeve solche Hinweise vergebens. Stattdessen verweist der Statistiker Naeve gern auf den Dichter Kleist und dessen Aufsatz "Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden". "Reden" ist für Professor Naeve der Schlüssel für fruchtbares wissenschaftliches Arbeiten, reden in einer freien und offenen Gemeinschaft. Jeder Student kann zu ihm kommen und mit ihm reden, an einem bestimmten Wochentag zu einer bestimmten Zeit, aber auch "und immer wenn ich Zeit habe". Professor Naeve hat nicht immer Zeit, aber er hat doch immer wieder Zeit für Studenten, die zu ihm kommen. Dass es nicht die überwiegende Mehrheit ist, die zu ihm kommt, mag bedauerlich sein, macht aber das "Studium Naevium" erst möglich. Die Betreuung einer Diplom-Arbeit ist bei ihm nicht auf maximal eine halbe Sprechstunde begrenzt, sie kann viele Stunden in Anspruch nehmen, wenn es zumindest der Student oder aber Professor Naeve selbst für nötig halten. Die wichtigste Prüfung nach der Diplom-Arbeit ist für Professor Naeve die

mündliche Prüfung, die nach der schriftlichen Klausur einst verpflichtend war, eines Tages aber nur noch vom Wunsch des Prüflings abhängig gemacht wurde, der diese Gelegenheit selbstverständlich nur dann noch wahrzunehmen gedachte, wenn er eine hohe Wahrscheinlichkeit zur Verbesserung seiner Fachnote ausmachen konnte. Für Professor Naeve galten freilich andere Gesetze. "Jeder, der nicht zur mündlichen Prüfung erscheint, braucht sich bei mir nie wieder blicken zu lassen". Jeder Student, der von Professor Naeve das zu hören bekommen hatte, erschien bei der mündlichen Prüfung, ob er es nötig hatte oder nicht. Einigen hat das "Reden" auch soweit genützt, dass sie ihre Note verbessern konnten. Doch es soll keinen gegeben haben, dem die "allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" geschadet hätte.

Kapitel 11

Alexandra Papst — und Peter Naeve

... in der heutigen Universität

Ist der derzeitige Zustand der Universitäten besorgniserregend? Hat sich im Gegensatz zu früher viel geändert? Nähern wir uns zuerst der Beantwortung der zweiten Frage. Ein Blick in die Literatur lässt im Ansatz erahnen, dass es nicht nur an bestimmten Universitäten und nicht nur innerhalb der letzten Jahre Unstimmigkeiten, Machtkämpfe, Kommunikationsschwierigkeiten, Professorenstreitigkeiten, ... gegeben hat.

Schmökert man in den Tagebüchern Victor Klemperers¹, Professor für Romanistik, kommt man bei so einigen Bemerkungen zur Universität ins Schmunzeln - die Streitigkeiten von vor immerhin gut 70 Jahren kommen uns irgendwie bekannt vor, und Klemperers Wortwahl erinnert uns an der einen oder anderen Stelle an jemanden.

Gestern im Landwehr-Offizierskasino offizielles Rectoressen. Minister Kaiser hielt eine Rede, worin er aufzählte, was er für die T.H. getan, die all. Abt. aber nicht erwähnte u. mit starker Betonung den Satz brachte: "Freilich muß die T.H. immer T.H. bleiben." Bei etlichen Technikern hörte man ein Bravo. Der Rector Nägel u. Uhlig erklärten den Satz als „Taktik“ u. als verkehrt. Ich bin kampfmüde. Im Senat ist mein Antrag auf Namensänderung in "Kulturwissenschaftliche Abteilung" angenommen - erst hatte man Einspruch erhoben, weil dies an Kulturingenieure, Drainageleute denken lasse! - in der Abteilung haben mich Holldack u. Gehrig, dieser mit Klatsch, wegen meiner Haltung bei der Nachfolgerwahl sehr angegriffen.

¹Victor Klemperer, *Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum*, Tagebücher 1925-1932, Aufbau-Verlag

Möchten sie mich alle a. A. l. - am 1. III läuft meine Amtszeit ab. Ich will meine Bücher schreiben und für mich sein.

Ein paar Seiten weiter fährt er fort:

Ich versuchte vergeblich, Bruck zum Dekan wählen zu lassen. Gehrig ging zu Holldack über, es entstand Klatsch u. Zwist, u. ich habe jetzt an Holldack einen schweren Feind. Ich will mich nach Möglichkeit ganz zurückziehen, ich habe schon beschließen lassen, dass ich auch nicht Senatsvertreter bin.

Und ein paar Tage später:

Letzter Senat heute. Ich war fast gerührt, als mir Max Foerster ein freundliches Wort sagte, weil wir doch so gut miteinander ausgekommen wären. Ich dankte ihm herzlich. Das hatte doch mit grimmiger Feindschaft begonnen. Aber ich werde jetzt die Feindschaft Holldacks zu spüren haben, spüre sie schon.

Stellt man den Vergleich zwischen den von Klemperer beschriebenen Stimmungen oder Auseinandersetzungen und denen, die sich in der heutigen Universität abspielen, so wird man zu dem Schluss kommen, dass sich diesbezüglich grundlegend nicht wirklich etwas geändert hat.

Doch lenken wir unsere Aufmerksamkeit nun auf die Frage nach dem (besorgniserregenden?) Zustand der heutigen Universitäten. Betrachten wir hierzu etwas genauer die Haltung der heutigen Professoren, am Rande auch die der heutigen Studierenden.

Ein Blick in die heutige Universität lässt befürchten, in Zukunft des öfteren auf Professoren zu treffen, die die eigene Karriere in den Vordergrund stellen, den Studenten, seine Fragen und Probleme als lästiges und leider unumgängliches Beiwerk ansehen und das, obwohl die Bildung doch laut unserer Politiker eines der wichtigsten Güter ist, förderungsbedürftig, besonders mit Blick auf die Zukunft.

Doch auch die Studierenden scheinen sich im Laufe der Zeit verändert zu haben - überspitzt formuliert, betrachten sie die Universität als eine Dienstleistungsgesellschaft, die Wissen in angenehmer Weise aufzubereiten und zu präsentieren hat. Notfalls wird ein Anwalt eingeschaltet, der eine nicht bestandene Klausur so manches Mal in eine ausreichende Leistung umwandelt. Eine Zeit, in der Fakultäten sich von Dritten sagen lassen, wie sie die Leistungen ihrer Studierenden zu bewerten haben - ein Grund zur Besorgnis? Mit Sicherheit.

Um der Sache auf den Grund zu gehen, was es denn nun mit der Universität, den Professoren und Studierenden auf sich habe, stellten einige kluge Leute genauere Nachforschungen an und verfassten, wie es ja in der heutigen Zeit allgemein üblich

ist, einen Bericht über diese. Einige hochspannende Stellen zeigen, dass hier wirklich gründliche Recherchen stattgefunden haben - es wurde ein genauerer Blick auf einzelne Universitäten geworfen.² Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, sich seine Meinung selbst zu bilden, ihm aber eine mühsame und zeitintensive Durcharbeit des Berichtes zu ersparen, werden im folgenden einzelne mit Sorgfalt ausgewählte Passagen vorgestellt.

In einer kleinen Stadt in der Nähe des Teutoburger Waldes gibt es eine Universität, die von außen betrachtet zwar abschreckt, da sie einer riesigen Fabrik ähnelt - beim Betreten überkommt einen auch leicht das Gefühl, sich auf dem Frankfurter Flughafen zu befinden - sie ist es jedoch wert, einen genaueren Blick in ihr Inneres zu werfen.

Neben den leider auch hier lebenden Karriereprofessoren und Studierenden, kann man bei genauerem Hinsehen, besonders in einem sehr westlich und hoch gelegenen Stockwerk, auf eine besondere, etwas eigenartige und vielleicht auch gewöhnungsbedürftige Spezies treffen - Statistiker. Besucht man sie in ihrem etwas abseits der anderen Lehrstühle gelegenen Gang und lässt sich unvoreingenommen auf ein Gespräch ein, ist leicht zu bemerken, dass diese Statistiker viel mehr als nur Statistik können. Zugegeben, sie denken, in vielen Disziplinen mitreden zu können, stellen die Statistik über alle anderen Disziplinen, gelten als streitsüchtig und schwierig zu handhaben der aufmerksame Beobachter und Zuhörer versteht aber schon bald, dass ihnen an noch viel mehr gelegen ist. Sie wollen lernwillige Studierende und kluge Köpfe dazu bringen, über ihr Handeln nachzudenken, Probleme strukturiert anzugehen and zu lösen. "Vermittlung von Problemlösungskompetenz" würden Hochglanzbroschüren wichtiger Beratungsfirmen oder Fortbildungsdienstleister anpreisen.

Blättert man in dem wirklich interessanten Bericht ein paar Seiten weiter, so trifft man auf eine Passage, die einen zu dem Schluss kommen lassen kann, dass es an der besagten Universität noch Professoren gibt, die etwas anders denken und handeln, als dies oft dargestellt wird ...

Wir treffen während der Recherche zu unserer Überraschung gleich auf mehrere interessante Gesprächspartner, die schon etwas länger auf dem erwähnten Flur zu verweilen scheinen ... es folgen Zitate aus einem etwas längeren Gespräch.

" ... ich hatte meinen ersten Kontakt mit hier oben in meinem Grundstudium, lernte Prof. N. als strengen Dozenten kennen, vor dem wir zuerst ein wenig Angst hatten, weil er uns unmissverständlich zu verstehen gab, dass studieren bedeutet, viel Zeit und Denken zu investieren ... wir fanden ihn aber "cool", weil er immer Zeit für uns hatte, wenn Probleme auftraten ... außerdem weckte er uns eines Morgens in einer 8.30h Vorlesung mit den Toten Hosen "Ich will nicht ins Paradies, weil der

²Die Repräsentativität der Stichprobe wollen wir an dieser Stelle ausnahmsweise nicht in Frage stellen.

Weg dorthin so schwierig ist“ (deren Meinung er nebenbei bemerkt nicht teilte), die extrem laut aus den Lautsprechern des H7 dröhnten.“

” ... als ich ihm am Ende meines Grundstudium zufällig auf dem Gang wieder über den Weg lief, war er gerade auf der Suche nach einem Tutor und testete meine Eignung wie folgt: „halten Sie mal eine Minute den Mund und sagen mir dann, wann die Minute um ist, aber nicht leise zählen! Warum? Weil ich wissen will, ob Sie in der Lage sind, zu schweigen, bis sich im Tutorium ein Student bereit erklärt, eine Übungsaufgabe an der Tafel zu lösen und nicht gleich umkippen, wenn 10 Sekunden Stille herrscht“ per Handschlag und Wort wurde die Zusammenarbeit besiegelt, „so ist das bei uns in Husum.“ Mancher, der das Glück hat, einen solchen Tutorenjob in V9 zu bekommen, merkt, dass er zwar als Tutor arbeitet und dafür bezahlt wird, dass aber im Grunde an ihm gearbeitet wird, was unbezahlbar ist. Es wird Zeit und Kraft in ihn investiert, er wird auf den richtigen Weg geschickt ...“

” ... nach mehrsemestriger Tutorentätigkeit bei dem besagten Prof. N. wurde ich zum Diplomanden und er zu meinem Betreuer, die Rollen änderten sich also von Zeit zu Zeit, die Intensität der Betreuung blieb bestehen, jedoch änderte sich die Art der Betreuung - ein Diplomand muss schon mal 5 Schritte am Stück allein denken und gehen können ... droht er zu fallen, wird er gewarnt, geht er trotzdem weiter, muss er halt fallen ... selbst wenn der Diplomand nicht zuhören will, auch nach mehrmaliger Warnung nicht hinhört und sich eine blutige Nase holt, nimmt man sich Zeit, ihm seine Fehler zu erklären, damit er aus diesen lernen kann ... wenn er denn will.“

” ... und kaum hat man sich versehen, ist man plötzlich Doktorand und Prof. N. Doktorvater ... wieder eine neue Phase ... wir stecken noch mittendrin, mal sehen, was sie noch bringt, eins steht zumindest fest, viel gelernt wurde schon, viel zu lernen bleibt noch ... ”ich bin schon promoviert“ - kann einen schon manchmal zur Weißglut bringen :o).“

Was nehmen wir mit nach aufmerksamem Lesen des hochinteressanten Berichtes? Wirkt es nicht unheimlich beruhigend, auf solche Passagen (die hoffentlich nicht unter „Ausnahmen bestätigen die Regel“ abzulegen sind) in einem Bericht über heutige Universitäten zu treffen? Gehen die, die solche Passagen rechtfertigen, müssen neue kommen, die in diesem Sinne weiterdenken. Ich hoffe, der Leser teilt die Ansicht, dass, solange an zumindest einigen Türen in der Universität noch solche Karteikarten hängen, noch nicht alles verloren ist, die Universität, wie sie einmal war, wie Humboldt sie wollte, noch am Leben ist.

WS 2000/01

~~WS 2000~~

WS 99/00

~~WS 99~~

SPRECHSTUNDE IM

Do 10 - 12 UHR

UND IMMER, WENN ICH ANWESEND
UND FREI BIN

Kapitel 12

Heide Petau — und Peter Naeve

Frauenallergie!?

Es ist gar nicht einfach, ein paar Sätze zum Abschied von Herrn Naeve aufzuschreiben. Denn von Herrn Naeve gibt es viele Geschichten zu erzählen. Nicht alle sind unbedingt für die Öffentlichkeit bestimmt. Vielleicht sollte ich am besten ganz vorne anfangen.

Durch den Hinweis einer früheren Kollegin bewarb ich mich um eine halbe Stelle am Lehrstuhl von Herrn Naeve. Mir war nicht so ganz wohl in meiner Haut, denn ich hatte keine Ahnung, wie so eine Universität von innen aussieht und was für Anforderungen auf mich zukommen würden. Herr Naeve in Jeans und T-Shirt, mit dem Kaffeebecher in der Hand, hat dann alle meine Bedenken ausgeräumt und mich mit einem beruhigenden Schulterklopfen nach unserem ersten Gespräch nach Hause geschickt.

So begann also meine Lehrzeit an der Uni. Ich habe viel gelernt in diesen 13 Jahren der Zusammenarbeit mit Herrn Naeve, in denen es auch immer etwas zu lachen gab. So ist mir noch folgende Geschichte gut in Erinnerung. Sie stammt aus der Zeit, als ich noch *neu* an der Uni war, was heißen soll, daß ich selbst noch Gefahr lief, mich zu verlaufen:

Am Jahnplatz stieg ein junger Mann in den Bus, der wohl einen wichtigen Termin in der Uni hatte und sich bei den Mitfahrern nach dem Weg erkundigte. Zunächst saß er ganz entspannt im Bus. Als aber die

Studenten ihn aufforderten am Studentenwohnheim an der Wertherstrasse auszusteigen, folgte er nur zögernd, um dann zwischen den Häusern ganz stehen zu bleiben. Von der Uni konnte man von diesem Standort aus wirklich nichts sehen, und so bot ich ihm meine Hilfe an und nahm ihn mit in die Uni.

In meinem Büro angekommen, erklärte ich Herrn Naeve den Fall — der Gast kam aus Frankreich und sprach nur wenig Deutsch — und mit einem Blick ins grüne Buch hatte er sofort die richtige Hausadresse ermittelt, und die Sekretärin des Einladers gebeten, den Gast bei uns abzuholen. Dies geschah dann auch umgehend und der Franzose bedankte sich mit zig Verbeugungen. Kaum war die Tür hinter ihm zugefallen, sagte Herr Naeve mit einem verschmitzten Lächeln: *Das sage ich ihrem Mann, daß Sie fremde Männer mit ins Büro bringen!*

Es war nicht nur eine Freude, mit ihm zu arbeiten, sondern er lehrte uns auch das Streiten. Einen Chef, der seine Sekretärin zum Widerspruch und zur Kritik ermuntert, findet man/frau nicht alle Tage. Er hat sich immer sehr bemüht, etwas für die Frauen zu tun, obwohl er an einer Frauenallergie leidet, die sich in fürchterlichen Niesattacken äußert.

Ich wünsche Herrn Naeve alles Gute für den wohlverdienten Ruhestand. Wir werden ihn sehr vermissen.

Heide Petau

Kapitel 13

Arne Sigge — und Peter Naeve

Herr Naeve und der Golfkrieg

Mein erstes Treffen mit Herrn Naeve fand im Golfkrieg statt. Zugegeben, eine recht ungewöhnliche Begebenheit, aber im Jahre 1990, als Bush - der Ältere - um Kuwait kämpfte, gab es auch in Deutschland heftige Diskussionen um diesen Krieg. Mit *Kein Blut für Öl*-Transparenten blockierten Bielefelder Schüler den Jahnplatz und diskutierten auch untereinander kontrovers über Sinn und Zweck dieses Krieges. Und dann nahte der Rosenmontag. Ein Tag, an dem Bielefelder Schüler normalerweise nur kurz in der Schule vorbeischaun, um sich dann hemmungslos in der Innenstadt zu betrinken. 1990 war das anders.

Der Krieg war dank CNN allgegenwärtig und die Betroffenheit (noch) groß. Kann man da Rosenmontag feiern? Nein, kann man nicht. So beschloß es die Schülervertretung des Ratsgymnasiums. Es musste ein Alternativprogramm her, denn Unterricht wollte man natürlich nicht machen, und auf dem Jahnplatz war es im Februar auf die Dauer schließlich auch ungemütlich kalt.

Man hatte sich auf Vorträge und Diskussionsrunden zu aktuellen Themen rund um den Krieg geeinigt. Die Vorträge sollten von Professoren der Bielefelder Uni gehalten werden. Kontakte hatte man genug, schließlich schickten ja zahlreiche Professoren ihre Kinder auf das Ratsgymnasium. Tatsächlich fanden sich genug Vortragende, die dann am Rosenmontag am Nebelswall aufliefen, um einen Vortrag zu halten. Als Mitglied der damaligen Schülervertretung hatte ich den Auftrag, einen gewissen Professore Naeve am Eingang abzuholen und zu unserem Physikraum zu bringen, in dem sein Vortrag unter dem Titel "Krieg und Computer" stattfinden sollte.

Die Person, die ich am Eingang abholte sah - einmal abgesehen von den grauen Haaren - nicht unbedingt so aus, wie man sich als Schüler einen Professor vorstellt: Turnschuhe, Jeans, rote Outdoor-Jacke und¹ einen Fahrradhelm zusammen mit der obligatorischen Luftpumpe in der Hand.

Die Schüler konnten sich im Vorfeld der Veranstaltung die Vorträge aussuchen, an denen sie teilnehmen wollten. Das Interesse an dem von Herrn Naeve präsentierten Vortrag war... nun, nennen wir es einmal *mäßig*. Der Informatik-Kurs wurde geschlossen davon *überzeugt*, sich diesen Vortrag anzuhören.

Und dann kam der Vortrag... irgendwie hatten alle etwas anderes erwartet. Was hatte das denn mit Computern und Krieg zu tun? Dieser Naeve erzählte Geschichten von einer amerikanischen Radarstation, die immer an ihre Kommandostelle funkte "Wir werden von 0 Raketen angegriffen!" Und dann "kippten irgendwelche Bits" und plötzlich wurden ganz viele angreifende Raketen gemeldet...

Statt spannender Geschichten mit unglaublichen Enthüllungen über die heutigen Möglichkeiten technologischer Kriegsführung gab es Vorträge über *richtiges, falsches* und *fehlendes* Denken und die Bedeutung von Statistik für das Wohlergehen der Menschheit.

Die Botschaft kam irgendwie nicht an. Die (wenigen) Erwartungen der Hörschaft wurden nicht erfüllt. Mit Computern verbanden wir damals etwas anderes.

Ebenso wie der Golfkrieg und die Aufregung um denselben schnell in Vergessenheit geriet, verschwanden auch die Erinnerungen an diesen Vortrag. Abi, Bundeswehr, Grundstudium... Der Name Naeve war in Vergessenheit geraten.

In den ersten fünf Semestern meines Studiums kam ich nicht in den Genuss, Herrn Naeve zu begegnen. Als einen Genuss hätte ich ein solches Treffen damals sicherlich nicht eingeschätzt. Zu grausig waren die Geschichten, die man so hörte, aber man hört ja bekanntlich viel in den ersten Semestern. Statistik I und II hörten wir bei einem gewissen Peter Wolf, der ja auch irgendwie etwas mit diesem Naeve zu tun hatte. Kein Wort habe ich verstanden in der Vorlesung... Dachte ich jedenfalls. Dass ich in beiden Klausuren eine beachtliche Note erreichte, verstand ich noch weniger. Ein merkwürdiger Eindruck von diesem Lehrstuhl blieb also bis zum Hauptstudium. Da wurde er dann auch gleich verstärkt: Ich war in einem APL BI-Projekt bei Bernie und seinem Tutor Osse gelandet, aber das ist eine andere Geschichte...

Im Laufe meines späteren Hauptstudiums bemühte sich Herr Naeve immer wieder, diesen Eindruck aufrecht zu erhalten. Inzwischen hatte man ihn zwar kennen und vor allem schätzen gelernt, aber manchmal zeigte er dann doch, wo die Ursachen

¹An dieser Stelle kann es sein, dass mein getrübtetes Erinnerungsvermögen das jetzt passend hinzuerfindet, aber es liegt im Bereich des Möglichen.

für all diese Geschichten über ihn lagen. Es passierte schon mal, dass man am Ohr gezogen wurden, wenn man eine dumme Antwort gab, oder der Unix-Rechner nicht lief. Das Bild von eines gebückten Jürgen Krüll - anders hatte Herr Naeve Mühe, das Ohr zu greifen -, der am Ohr in V9-140 gezerzt wurde, weil vermutlich S-Plus nicht lief, bleibt unvergessen.

Es gab Personen, die an den Ohren gezogen wurden, und es gab Personen, die bevorzugt wurden. Man brauchte z. B. nur zum gleichen Frisör wie Herr Naeve zu gehen, und schon wandelte sich die Vorlesung Simulation zu einem Dialog zwischen Ralph und Herrn Naeve über einen Frisörsalon in Jöllenberg.

Als ich später als Tutor für Herrn Naeve arbeitete, mussten wir Tutoren schnell feststellen, dass Herr Naeve ein Mann ist, der an seinen Überzeugungen hängt: "*Tutoren brauchen keinen Telefonanschluß!*" Ein grausames Urteil im Vor-Handy-Zeitalter. Da half kein Bitten und Betteln, auch nicht in der unterwürfigsten Form.² Kaum hatte er bemerkt, dass unser Tutorenbüro mit einem Außenanschluss versehen war, gab es kein Freizeichen mehr. So schnell konnte keine Verwaltung auf dem offiziellen Dienstweg handeln. Ein beängstigender Hinweis darauf, welche Beziehungen Herr Naeve in der Uni hat.

Meine erste Vorlesung bei Herrn Naeve hörte ich erst im sechsten Semester. Damals war *Statistik für BI* noch eine Pflichtveranstaltung für alle BWLer, und so kam man nicht darum herum, bei diesem Naeve mal eine Vorlesung zu hören. Und da erwachten alte Erinnerungen, denn da war sie wieder die Geschichte mit den kippenden Bits und den angreifenden Raketen. Und plötzlich ergab sie einen Sinn. Die Botschaft kam an...

Arne-Christian Sigge, Juli 2002

²An dieser Stelle sei nochmals Axel K. für seinen zwar fruchtlosen aber doch beeindruckenden Einsatz gedankt.

Kapitel 14

Jürgen Steinecker — und Peter Naeve

Wie alles begann

Meine erste Begegnung mit Prof. Naeve fand im SS 1979 in der Grundstudiumsveranstaltung „Einführung in die Informatik“ statt. Diese als (Durchfall-) Quotenkiller legendär gewordene Veranstaltung verlief für mich weit glimpflicher als für viele meiner Kommilitonen. Mit dieser Veranstaltung begründete Prof. Naeve seinen einzigartigen Ruf, der einige Studenten dazu veranlasste, den Weg von W9 nach U9 über V8 einzuschlagen, um bloß nicht in die Nähe der „Höhle des Löwen“ zu kommen.

Aber so wie einige Studenten von diesem „Magneten“ abgestoßen wurden, so wurden andere in gleichem Maße angezogen. Dazu gehörte auch ich. Nachdem Prof. Naeve mein Interesse an der Informatik nachhaltig geweckt hatte, habe ich jede sich mir bietende Möglichkeit, mich auf diesem Gebiet an der Fakultät zu tummeln, wahrgenommen. Ein weiterer wichtiger Schritt im Kennenlernen von Prof. Naeve erfolgte über die Teilnahme an einem APL-Kurs bei Prof. Birkenfeld.

APL, das war's! Als Statistik-Tutor hatte ich seit dem WS 80/81 auch die räumliche Nähe zum Lehrbereich – und zum APL-Raum. Wie oft hatte ich mich in den sieben Semestern zuvor gefragt, wie ich jemals an ein Thema für eine Diplomarbeit kommen soll, geschweige denn wie ich je eine 6-monatige Diplomarbeit zusammenbekommen soll? Aber jetzt fügte sich alles. In den folgenden Jahren (ja tatsächlich, Jahren) ging ich im Schreiben eines APL-Moduls zur Zeitreihenanalyse auf, das Bestandteil eines Gesamtpaketes war, das von Prof. Naeve initiiert war. Ich fand erst später heraus, daß für ihn nicht das Endprodukt, sondern die Beobachtung der Entwicklung der Studenten wichtig war. Es war für uns APLer eine tolle Zeit. Was haben wir auf den

beiden IBM 5110 mit ihrem 64K Hauptspeicher um den schnellsten oder kürzesten APL-Ausdruck gewetteifert. Einige andere „Versuchskaninchen“ waren Peter Wolf, Jochen Brink, Ralf Bäumer, Dieter Wuttke, Knut Wakentin und Ralf Blomeier.

In dieser Zeit gab es natürlich auch andere Veranstaltungen rund um APL. Und in einem APL-Workshop durfte ich einen Vortrag über meine (angeblichen) Lieblingsoperatoren Encode und Decode halten. Danach war ich ungewollt der Ver- und Entschlüsselungsexperte.

In der zweiten Jahreshälfte 1982 wurde dann auch endlich meine Diplomarbeit fertig. Fristgemäß trug ich stolz meine Arbeit zum Prüfungsamt. Und wartete auf eine Reaktion, sprich Gutachten meines (Haupt-) Prüfers Prof. Naeve. Es verging ein Monat. Der zweite Monat. Ja, und auch der dritte Monat. Schon etwas enttäuscht, na ja, schon sehr enttäuscht, fuhr ich in einen zweiwöchigen Weihnachtsurlaub. Objektiv muß man sagen, daß in dieser Phase das Semester begann, und daß außer mir auch Peter Wolf und Dieter Wuttke ihre Diplomarbeiten abgegeben hatten.

Ich saß also im Bayrischen Wald, erfreute mich am Schnee, dann geschah es. Noch vor dem Heiligen Abend bekam ich einen Brief aus Bielefeld. Von Prof. Naeve. Das mußte es sein! Gespannt öffnete ich den Brief und ... Warum hatte ich nur einen Vortrag über Encode und Decode gehalten? Warum nicht über das monadische Iota oder den leeren Vektor? Das hatte ich jetzt davon.

Der Brief bestand aus einem 16,3 cm langen Streifen Computerpapier, auf dem in der linken oberen Ecke 10 Zeilen kryptischen Textes standen, versehen mit Datum und Unterschrift in Tinte. Der Rest des Streifens war angefüllt mit einer Reihe von Anmerkungen und APL-Ausdrücken, in Bleistift geschrieben.

Nach einigen Stunden beschloß ich, diese Anmerkungen und APL-Ausdrücke zu ignorieren, da ihre Botschaft für mich ebenso kryptisch war. Statt dessen begann ich, den verschlüsselten Text zu „knacken“. Erst nach dem Weihnachtsfest sollte mir der Inhalt des Briefes klar werden. Und dennoch, es war eines der schönsten Weihnachten meines Lebens. Vielen Dank Prof. Naeve.

Ich habe den Brief natürlich aufgehoben. Und wer möchte, darf heute selber versuchen, der Lösung auf die Spur zu kommen. Erlaubte Lösungsmittel: das eigene Gehirn, Bleistift und Papier.

Sollte die äußere Form oder die Positionierung der Texte noch Informationen beinhalten, so wäre mir das entgangen, und ich bitte um Entschuldigung für das Vorhalten dieser Lösungshilfe. Hier der Inhalt des Briefes:

DJSG SYWXNN

```
PXAX UHP JFLWX RJAW PXA QMCCJZ LESFTNFNTJIQ
W CABS TAG KDXX ZDWQ AT XUHOXQ DPLLZZ
DFK TRLWQNNK XSY SJSXWGDJE COHZ HEMJ TRKJTUQARH
U WKUQ NKZ MVNJQ
PZHAF DOT NPY BIIWF YJYYS RGQBNOTS DOT
HFHEY CEPS TJ P HFHEY SWL YJSG OW S CIHW TAXLTR
UC FJPTI KMAH LXJAHWLQSERD EGG JZXA
WIPQSY LQFJ XAJZ ZGZG LQFJ XAJZ ZGZG
NTUW ENFBAQ NTRXUWAJJUTJ SCEWCTNSMCG
```

Darunter stehen 3 APL-Funktionsdefinitionen

$$\left. \begin{array}{l} \nabla \text{COMPRESS}[\square] \nabla \\ \nabla \text{CODE}[\square] \nabla \\ \nabla \text{EXPAND}[\square] \nabla \end{array} \right\} \text{Neue Fehlermeldung: DISPLAY DAMAGE}$$

Und weiter:

$$\binom{3}{2}_{neu} \hat{=} \text{drei verschiedene auf zwei verschiedene angewandt}$$

Auf dem Blatt verstreut finden sich folgende Hinweise:

```
-1 + ω
ABC ∩ ω
α + ω
ABC[ω]
```

Auf der rechten Blattseite:

```
These 1: Nach den Sternen greifen
          ρ(α)ρABC ∩ ω
These 2: Angenehm variieren
          1+ω
These 3: Sei ein Polyglott!
          α|ω
```

```
∇DECODE[□] ∇
Try yourself.
```

Die Hacker

Nach dieser ersten gemeinsamen Ver- und Entschlüsselungsgeschichte sollte ein Jahr vergehen, bis das Hacker-Duo Naeve, Steinecker ein zweites Mal zuschlug.

Prof. Naeve hatte seine Beziehungen spielen lassen und kurz vor Weihnachten stellte uns Fortuna eine Workstation mit einem Dyalog/APL kurzzeitig zur Verfügung. Was für ein Unterschied zur IBM 5110! Hier bekam der Begriff „workspace“ eine völlig

neue Bedeutung. Und was für ein tolles APL! Von diesen Möglichkeiten hatten wir bislang nur in Büchern gelesen.

Der einzige Nachteil war, daß der Rechner uns nur eine Woche zur Verfügung gestellt werden sollte. Wenig euphorisch begrüßten wir dann den wenige Tage später anrückenden Vertriebler, von dem wir annahmen, er würde den Rechner einpacken und von dannen ziehen. Weit gefehlt. Er setzte sich an den Rechner, legte eine Diskette ein, klimperte etwas auf der Tastatur herum und teilte uns mit, er habe das APL gesperrt und werde den Rechner im neuen Jahr abholen lassen.

Tatsächlich, beim Start des APLs wurde jetzt ein Passwort verlangt. Aber er hatte doch gar nicht viel gemacht. Da muß doch was gehen. In den ruhigeren Tagen um Weihnachten herum saßen Prof. Naeve und ich vor dem Rechner und versuchten, daß Passwort zu hacken. Ich weiß nicht mehr genau wie, aber irgendwie konnten wir den Programmstart per Debugger verfolgen, und es dauerte nur einige Stunden bis wir die Stelle mit der Passwortprüfung gefunden hatten.

Ein Urschrei hallte plötzlich durch die weihnachtlich leeren Gänge im neunten Stock. Prof. Naeve war auf den Stuhl gesprungen, hatte die Arme wild fuchtelnd emporgerissen und schrie. Er schrie so laut, daß Peter Wieland (ehemals eine feste Einrichtung der Fakultät) vom anderen Ende des Flurs herbeigelaufen kam, um dem vermeintlich Verletzten zu helfen. Es war geschafft. Wir hatten ein Paßwort gefunden, mit dem man das APL starten konnte.

Ach ja, der Rechner hatte übrigens auf einmal sehr an Interesse verloren.

Die Pointilisten

Es war die Zeit, als Bill Gates' Stern aufzugehen begann. Die ersten PCs tauchten auf. Noch waren sie nahezu unerschwinglich, aber es geschah, daß auch einer dieser Dinosaurier den Weg nach V9 fand. Verglichen mit den heutigen Möglichkeiten war das ein armseliges Ding. Aber auch für die damalige Zeit galt, daß wir nicht richtig begeistert waren. Der PC, ich rede nicht von XT oder gar AT, besaß ein MS-DOS Betriebssystem und wir hatten eine Programmiermöglichkeit mittels IBM APL und BASIC.

Wenn ich mich recht erinnere, wurde uns das Equipment zur Verfügung gestellt, weil ein Projekt zum Thema Warentermingeschäfte mit einem großen Arzneimittel-Hersteller geplant war, an dem später Susanne Dahms und Christoph von Basum gearbeitet haben.

Das IBM APL lief, war aber ein wenig lieblos ausgestattet. Jede Kommunikation

mit der Rechnerhardware erfolgte mittels „shared variables“ und sog. APs (auxiliary processors). Und obwohl der Rechner über Grafikmöglichkeiten (320x200 in 4 Farben) verfügte, gab es keinen Grafik-AP. Auch nicht als Zusatzprodukt. Angeblich arbeitete irgendwo bei IBM-Spanien eine Gruppe an so etwas. In den Vorstellungen über das Projekt spielte die grafische Darstellung von Informationen jedoch eine wichtige Rolle. Und was alles möglich war, zeigten uns die in BASIC geschriebenen Beispielprogramme. Aber es stand natürlich nicht zur Debatte, BASIC für das Projekt einzusetzen. Also mußten wir dem IBM-Motto (Immer Besser Manuell) treu bleiben und selbst einen Grafik-AP schreiben.

Aber wie? Diese APs waren Maschinenprogramme. Erst viel später haben wir einen Assembler bekommen. Was wir hatten war der Debugger debug.exe, mit dem man eingeschränkt auch disassemblieren konnte, und der Editor edlin.exe. Edlin war in der Evolution der Programmierung der direkte Nachfolger der Lochkarte.

Zu dieser Zeit hatte ich mein Diplom schon in der Tasche und das große Glück gehabt, als Mitarbeiter am Lehrstuhl von Prof. Naeve bleiben zu dürfen. Ich konnte also meine Zeit uneingeschränkt mit Prof. Naeve dazu verwenden, die anderen APs zu disassemblieren und zu verstehen. Bei dieser Gelegenheit haben wir auch gleich die Sprache unseres PCs gelernt. Ich meine tiefsinnige Befehle wie z.B. „repz movsb“, „xor ax,ax“ usw. Aus der Beschreibung der anderen APs wußten wir, wie die Schnittstellen bedient wurden, und konnten so den Aufbau eines APs nachvollziehen. Das war der erste, leichtere Schritt.

Der nächste Schritt war das Schreiben eines eigenen APs. Wir waren sicherlich nicht begeistert, ein Maschinenprogramm mit dem Debugger schreiben zu müssen, aber es funktionierte. Aber was sollte ein Grafik-AP leisten? Und viel wichtiger, wie bekommt man die Grafik auf den Bildschirm? Heute, wo ich den Assemblercode des BIOS vor mir liegen habe, weiß ich, wie einfach das Leben sein kann. Es soll sogar grafikfähige Hochsprachen geben. Damals haben wir tagelang im Maschinencode herumgesucht und experimentiert. Wie in einem Rausch haben wir nächtelang vor diesem Bildschirm gesessen und auf ein Ergebnis gewartet. Aber immer blieb der Screen schwarz. Heute wundere ich mich darüber, daß der Bildschirm das alles ausgehalten hat. Aber nicht nur der Bildschirm mußte leiden. Die vielen Nachtstunden ohne Nahrungsaufnahme habe ich nur durch unmässigen Genuß von Nikotin ertragen. Wie hat Prof. Naeve das ertragen? Und ich erinnere mich daran, daß eines schönen Morgens das Telefon klingelte. Frau Naeve fragte an, ob ihr Mann denn zum Frühstück käme.

Dann war es endlich soweit. Ich kann mich gar nicht mehr an unsere Reaktion erinnern. Vielleicht waren wir einfach zu müde. Aber ich weiß noch genau, wie er aussah. Er war ein einzelner roter Punkt, umgeben von 63999 schwarzen Punkten und kaum sichtbar. Aber er war da. Und wir haben dafür gesorgt, daß er nicht allein blieb. Wir waren stolz und zufrieden, auch wenn uns die anderen für verrückt hielten (vor allem Frau Naeve).

Und so könnte man stundenlang weitere Ereignisse aufzählen, die mit Prof. Naeve verbinden. Man könnte erzählen von dem Einfluß, den dieser Mensch auf die eigene Entwicklung gehabt hat. Von dem Bemühen einen auf den richtigen Weg zu schieben. Von dem Spaß, den man in all den Jahren zusammen gehabt hat. Davon, daß nie auch nur ein wirklich böses Wort aus seinem Mund kam, wenn man mal wieder unheimlich blöd gewesen war (was nicht auf andere Universitätsmitglieder übertragbar ist). Und von den vielen geselligen Stunden mit der einen oder anderen Flasche Wein.

Aber das alles hieße Eulen nach Athen tragen. Jeder kennt den „Chef“ so, und jeder liebt ihn dafür.

Kapitel 15

Henning Stemper — und Peter Naeve

Eine blassblaue Frauenhandschrift Anekdoten zum Thema Prof. P. Naeve

Eine blassblaue Frauenhandschrift dokumentiert in meinen noch erhaltenen Unterlagen erstmalig den betreffenden Namen mit dem Hinweis, dass der Lehrstuhl Betriebsinformatik an der Universität Bielefeld eben von Prof. Naeve besetzt sei. Dies war im Mai 1988, ganz schön lange her. Diese Frauenhandschrift stammte von der studentischen Studienberatung, auf meine Anfrage antwortend, wer denn nun für die EDV-Lehre in Bielefeld Sorge, hatte ich doch in der Zeitung gelesen, dass der vormalige Amtsinhaber nun nach Dortmund abgewandert sei ("... hat einen Ruf an die Uni Dortmund angenommen ...", war vermutlich die akademisch gängige Formulierung). Wieso, weshalb und warum da jemand Prof. Naeve zurücklassend abgewandert ist, mag ein anderer Anekdotenschreiber erläutern, die näheren Umstände sind mir nicht bekannt. Nun, immerhin hatte ich die Sorge, mein sorgsam ausgesuchter und dann auch von der ZVS zugewiesener Studienort könnte an Attraktivität verlieren, war doch die Betriebsinformatik in eingängigen Studienführern gelobt worden. Einer der netten Zufälle des Lebens hat mich aber bewogen, dennoch in Bielefeld, nicht anderswo, zu studieren, und so wurde innerhalb einiger Zeit aus dem blassen Namen auf dem Brief ein kerniger akademischer Lehrer.

Diesem begegnete ich dann leider erst wieder im 4. Semester im Fach EDV, in dem Prof. Naeve u.a. eine didaktische Sprache namens Marika einführte. Ein kleines Bißchen schien ihm auch hier der Schalk im Nacken zu sitzen, denn der Professorenkollege am Lehrstuhl nannte sich Prof. Röck, na, wenn das kein Zufall war. Nicht so spaßig fanden aber offenbar meine Studienkollegen die Backus-Naur-Form, in der die

Syntax dieser Sprache vorgestellt wurde, zumindest war das wohl ein einmaliges Experiment, das sich -soweit mir bekannt- nicht wiederholt hat. Ein anderes Highlight dieser Vorlesung war Paula, die didaktische von-Neumann-Maschine. Prof. Naeve versuchte anhand von Großwildjäger-Metaphern (es ging um Nashörner) das taktgetreue Öffnen und Schließen von Registern zu verdeutlichen. Während sich jedoch die Bits meist zahm verhielten, hatte ich den Eindruck, in den Augen mancher anwesender Studenten die Panik zu erblicken, die ein auf sie zustürmendes leibhaftiges Nashorn vermutlich verursachen würde.

Auch im Hauptstudium waren tierische Metaphern präsent. So wurde im Fach Software Engineering durchaus häufig ein gewisser Tom Gilb zitiert. Dessen "Norwegian-mountain-goat-survival-principle" nahm sich zwar keines Großwildes an, aber verwies klar darauf, dass auch kleinere Tiere scheitern können, wenn sie nicht jeden Huf auf festen Grund stellen bevor sie weiterklettern. Es mag schon sein, dass Prof. Naeve auf seinen eigenen Wandertouren durch Skandinavien einer Bergziege begegnet ist, auf jeden Fall aber hatte er bestimmt immer etwas zu lesen dabei. Einmal war er von seiner Lektüre jedoch so enttäuscht, dass er nach dem Urlaub eine halbe Stunde herlitt, dass er besser daran getan hätte, statt jenes Buches eine zusätzliche Packung Kekse mitzunehmen. Die nachträgliche Enttäuschung war umso größer, als er es mit einer gewissen Vorfreude ("da sind auch Formeln drin") eingesteckt hatte. Die anwesende Studentenschar wird im Anschluss eher die Nasen in Gilbs hervorragende Werke gesteckt haben als in das jenes Autoren mit der Formel im Buch. In den Jahren danach konnte allerdings nicht beobachtet werden, dass sich die Auflagen jenes Autors deutlich reduziert hätten.

In seiner direkten Art war auch Kritik immer ein besonderes, sprachlich interessantes Ereignis. Falls man nicht gerade Ziel der Kritik war, konnte man auch meist herzlich lachen: Mit Sprüchen wie "wollen Sie sich den Anschiss unter zwei Augen abholen oder kann ich das auch hier in der Kaffeerrunde machen?" oder "klar, dürfen Sie Ihren programmierbaren Taschenrechner in der Klausur verwenden, Sie sind doch sowieso nicht in der Lage, den zu programmieren", sicherte er sich die Zuneigung einer bestimmten Art von Studenten, die unter den ca. 700 mit mir gestarteten vermutlich ein paar Mal vorhanden war. Bei Kommentaren zu meinen eigenen Leistungen stach vor allem die Bewertung einer statistischen Klausuraufgabe hervor: "Sehr logische Herleitung der Verteilung, in sich recht schlüssig, leider völlig falsch, 1/10 Punkten".

Während die Zeit nicht stillstand, Marika zu Anton mutierte und Paula inzwischen echte Nashornkäfige steuern könnte, ist die Welt durch Bücher von Prof. Naeve in den letzten Jahren nicht besonders beglückt worden. Und so kann ich nur hoffen und wünschen, dass Prof. Naeve seine Zeit demnächst nutzt, noch präsenter zu werden, z.B. auf dem Buchmarkt, wo seit Jahren sein Software Engineering-Buch fehlt, offenbar eines der typischen Softwareprojekte, die immer zu spät fertig werden. Fairerweise sei vermerkt, dass neben der Machbarkeitsstudie in Form eines Vorlesungsskriptes kein endgültiges "go" für ein Buchprojekt dieser Art bekannt ist.

Insofern, Herr Naeve, dieses Projekt ist noch nicht im Verzug und ich könnte mir auch vorstellen, dass kein Verleger dieses Projekt scheitern lassen würde, selbst dann nicht, wenn Sie auf die Idee kämen, das Manuskript in blassblauer Tinte verfasst abzugeben.

Hamburg, im Mai Zweitausendzwei

Kapitel 16

Bernhard Strohmeier — und Peter Naeve

Eine Frage des Kopfes

”... aber ich habe doch schon einen Job. Bei der Deutschen Bundespost”, sagte ich, als er mir an einem Freitag nachmittag nach einem Seminar über Computergraphik einen Job als Tutor für Statistik I angeboten hatte.

”Wenn sie irgendwann mal ihr Geld mit dem Kopf verdienen wollen, dann wird es langsam Zeit, damit anzufangen junger Freund!”, fuhr er mich an und es war mir sofort klar, dass er Recht hatte. Er konnte mir die Dinge immer so einleuchtend erklären, dieser Professor, den es von Berlin nach Bielefeld verschlagen hatte.

Ich nahm die Tutorenstelle an und er sorgte dafür, dass ich in allen folgenden Semestern bis zum Diplom wieder einen Anschlussvertrag bekam, denn ich war verheiratet, hatte eine Tochter und er kümmerte sich um seine Leute. Vielleicht war ich auch nicht so schlecht, ich weiß es nicht mehr. Es ist schon so lange her. ”Warum ausgerechnet nach Bielefeld?”, habe ich mich manchmal gefragt ohne dass mir eine plausible Erklärung eingefallen wäre.

Peter Naeve, Leiter des Lehrstuhls für Statistik und Informatik, war damals Anfang fünfzig. Ein drahtiger kleiner Kerl mit energischem Schritt, weißer Stehhaarefrisur, Jeans, Turnschuhen und einem Wollpulli, so kannte ihn jeder. Er besaß einen roten, einen gelben und einen blauen Pullover und er hasste Krawatten genauso wie ich. Er war mir auf Anhieb sympathisch. Doch die Kleidung war das Geringste, wodurch er sich von den anderen abhob.

In der ehemaligen Cafeteria "Beim Griechen" in der Universitätshalle vor den Aufzügen des "V"-Turms hörte ich die Kommilitonen aus höheren Semestern oft orakeln: "Du bist so ein schräger Vogel, du wirst Naeve gefallen!" Sie wunderten sich wohl, dass ich nicht beleidigt war. Nachdem ich einmal auf dem Butterbrotpapier, in das der "Grieche" immer die Mandelhörnchen einwickelte, die ich mir jahrelang zum Nachtisch eingeholt habe, einen mathematischen Beweis vorgeführt hatte, sagte ein anderer Kommilitone: "Wenn du ins Hauptstudium kommst, wird Naeve sagen: 'Na also, es gibt ja doch noch Geniale!'" Genial war ich allerdings nicht; dass ich mal Mathe studiert hatte und aus reiner Bequemlichkeit auf BWL umgesattelt hatte, brauchte von diesen Lackaffen ja keiner zu wissen.

Professor Naeve machte auf viele oft einen strengen Eindruck, aber das täuschte. Er ist ein sehr herzlicher Mensch und hat einen feinen Humor. Ich selber habe ihn sogar mitunter mit meinen privaten Angelegenheiten behelligt und er hatte stets ein offenes Ohr und sorgte sich sehr um mein Wohl. Abends holte er sich dann manchmal in meinen Angelegenheiten selber Rat bei seiner Frau und am nächsten Tag kam er dann auf das Thema zurück und hatte so manch guten Rat im Gepäck.

Sehr beliebt waren unter den Tutoren, Mitarbeitern und anderen erlesenen Gästen seine Einladungen zu sich nach Hause. Dort gab es dann immer ein kaltes Büffet, Rotwein und Jever "ohne Ende" und es wurde erfreulich wenig über die Universität gesprochen. Professor Naeve erzählte lieber von der 68er-Revolution in Berlin, von seinen Reisen oder seinen sportlichen Aktivitäten. Diese Abende waren immer so unterhaltsam und fesselnd, dass ich fast das Rauchen vergaß und mein Nikotinspiegel auf bedenkliche Werte absank, denn zum Rauchen musste man leider vor die Tür gehen. Das war aus Rücksicht auf die anderen Gäste und seine Familie, wegen Professor Naeve wäre das nicht notwendig gewesen: "Man kann mich weder totsitzen noch aus einem Raum herausrauchen. Das habe ich 68 in Berlin auf endlosen Debatten mehrfach bewiesen, glauben sie es mir."

Er ist kein Drehstuhlpilot, seine Bürotür war stets für jeden offen und ich habe es nie erlebt, dass er sich nicht etwas Zeit nahm, wenn jemand an seine Tür klopfte. Das war den meisten Studenten allerdings nicht geheuer. Manchmal sah ich einige dort stehen wie Hänsel und Gretel vorm Hexenhaus. Sie hoben die Hand zum Anklopfen, hielten inne, dachten wohl "wo ist der Haken an der Sache?", ließen die Hand dann wieder sinken und trollten davon. Vielleicht hätten sie nicht soviel auf die Gerüchte aus der Stehcafete "Beim Griechen" geben sollen. Professor Naeve hatte dieses Dilemma schon längst erkannt und zu meiner Freude formulierte er einmal im Stile Cato des Älteren in einer Vorlesung folgenden Satz: "Ceterum censeo, Graeco esse delendam." Solche Forderungen trug er stets mit äußerstem Nachdruck und großem Ernst vor, es schien uns Studierenden bald so, als ob das Wohl und Wehe des deutschen Hochschulwesens so untrennbar mit der Kaffeeausschankslizenz des griechischen Pächters verbunden sei, wie Österreich mit der Schweiz.

Auch sonst waren seine Vorlesungen immer ein Genuss. Besonders die Grundstu-

diumsveranstaltungen. Hier rückte er mit allergrößtem Vergnügen die Köpfe grade, die noch gerade gerückt werden konnten. Ein Beispiel: Ich hatte mir vor ungefähr fünfzehn Jahren zu Weihnachten ein Buch über BWL gewünscht, wie ich heute hoffentlich ohne Gesichtsverlust gestehen darf. Den Namen des Buches und des Autors habe ich zum Glück längst vergessen, nicht aber, dass es sich um ein besonders dickes und schweres Buch handelte und dass es recht teuer war. Vermutlich hieß es "Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre" oder so. Die Naeve'sche Buchkritik, die kurze Zeit später über dieses Buch hereinbrach war jedenfalls niederschmetternder als alle anderen Kritiken, die ich davor oder danach jemals gehört habe. Und wesentlich kürzer. Er sagte: "Dieses Buch ist so langweilig, dass ich beim Lesen eingeschlafen bin. Es fiel mir auf die Nase und verursachte eine heftige Blutung."

Ich nahm dieses fragwürdige Buch selbstverständlich nie wieder zur Hand. Ich hoffe, dass meine Oma mit seinen Seiten viele Jahre lang ihren Vogelkäfig sauber hielt.

Seine Vorlesungen und Seminare bezeichnet Professor Naeve in Anlehnung an die mir mehr als zweifelhaft erscheinende Jazz-Musik gerne als "Jam-Sessions". Er sagte zum Beispiel zu Beginn einer Vorlesung: "Wenn ich hier reinkomme, dann habe ich eine ungefähre Vorstellung von dem was ich sagen will. Aber ich wundere mich nachher dann doch immer wieder, was ich tatsächlich alles so erzählt habe."

Andere Studenten werteten dieses als Konzeptlosigkeit, aber in Wirklichkeit waren sie nur nicht dazu bereit ihren Kopf zu benutzen, sondern höchstens ihren Kugelschreiber. Mit so einer Einstellung war man allerdings verloren. Und das zu Recht. Ich hätte jedenfalls eine beliebige Naeve'sche Vorlesung jedem Jazz-Konzert vorgezogen, soviel ist sicher. Einem Pink Floyd-Konzert allerdings nicht. Ich will es hier ja nicht übertreiben, sondern lieber bei den Tatsachen bleiben. Er erwähnte zum Beispiel auch das "Principle of Good Story Telling", demgemäß man einem Vortrag voranzuschicken habe, was man zu sagen gedenke und dass man nach dem Vortrag keinesfalls vergessen dürfe zu sagen, was man soeben erzählt habe. Dieses Prinzip ist mir auch unvergesslich geblieben und ich verwende es häufig. Leider erwies sich dieses Prinzip bisweilen als zu rigide für die Naeve'schen Jam-Sessions, aber ich scherte mich nicht darum, denn in diesen Sessions gingen mir viele kleine Lichter auf und mein Kopf wurde allmählich klarer.

Professor Naeve ist nicht dafür bekannt, besonders zimperlich mit denjenigen umzugehen, die er für "Flitzpiepen" hält. Seien es Studenten, Professoren oder irgendwelche anderen Leute. Zu Beginn eines Semesters in dem er "Betriebsinformatik" las, präsentierte er auf mindestens drei Folien eine Literaturliste, die er ausführlich kommentierte. Als letztes stand ein Buch darauf, das ein anderer Professor, ein BWL-Professor mit Ambitionen in Betriebsinformatik, immer empfohlen hatte. Der Autor dieses letzten Buches auf der Literaturliste hieß "Hansen" oder "Balzert" oder sonstwie. "Alle diese Bücher sind äußerst wichtig", sagte Professor Naeve zum Schluss. "Bis auf das Letzte. Das ist kompletter Unsinn und absolut wertlos. Kaufen sie sich lieber eine Flasche Wein für das Geld." Ein jeder, der nichts Besseres zu

tun hatte, als ab und zu mal in einer BWL-Vorlesung zu erscheinen, verstand den Seitenhieb und feixte.

Ich wusste natürlich, dass alles was auf dieser Liste stand, garantiert nicht "prüfungsrelevant" war. Meine Kommilitonen hingegen waren geradezu besessen von "prüfungsrelevantem" Material. Damit meinten sie Übungsaufgaben, die wortwörtlich so in den Klausuren vorkamen. Zum Beispiel hatte einer unserer anderen Professoren, ebenfalls ein BWL-Professor, für ein bestimmtes Fach ein unveränderbares Repertoire von ungefähr zwanzig Aufgaben. Davon kamen immer drei dran. Die Vorhersage war eine leichte Übung für jemanden, der bei Professor Naeve Statistik gelernt hatte.

Das Problem mit Professor Naeves Klausuren war hingegen, dass es keine "prüfungsrelevanten" Unterlagen in diesem Sinne gab. Absolut nichts. Wenn eins sicher war, dann das, dass er niemals eine Aufgabe zweimal stellte und Tipps gab er schon gar nicht. Es kam uns so vor, als dächte er sich alle Aufgaben selber aus. Was sollte man denn bitteschön lernen für Statistik oder BI? Manchmal sagte er nach einer Klausur, dass er diese oder jene Aufgabe in einer 70er-Jahre Ausgabe irgendeiner der unzähligen Fachzeitschriften, die er las, gefunden hätte. Na toll. Sollte man nächtelang in der Bib sitzen und alle statistischen Fachzeitschriften der letzten 40 Jahre nach Aufgaben durchsuchen? Oder sollte man wirklich die extrem schwierigen Knuth'schen Bände lesen, oder gar versuchen, Fellers Bücher über Stochastik endlich mal zu verstehen? Das war absolut hoffnungslos. Also nahm ich – von Verzweiflung getrieben – die paar Seiten, die ich in den Vorlesungen mitgekritzelt hatte in die Hand und versuchte zu verstehen, worum in Dreiteufelsnamen es damals eigentlich ging. Ich fand ein paar Stichworte wie "Kuchenbacken", "Rosinen im Teig", "Poisson-Verteilung" und so weiter. Ich nahm ein paar Statistikbücher aus dem Regal und begann die Vorlesung zu rekonstruieren und irgendwann hatte ich alles verstanden, aber sicher konnte ich nicht sein.

"Du setzt dich da hin, liest die Aufgaben und überlegst dir erstmal, was er von dir will. Das wird ja wohl nicht allzu schwierig sein", beruhigte mich meine Frau vor einer dieser Klausuren. "Und wenn es dir zu blöd wird, dann reiß die Klausur in tausend Fetzen und tritt alles kurz und klein", setzte ich in Gedanken hinzu. Aber das war dann doch nicht notwendig, denn meine Frau hatte überraschenderweise Recht und das einzig Prüfungsrelevante war ein klarer Kopf.

Heute verdiene ich tatsächlich mein Geld relativ schmerzlos mit meinem Kopf und manchmal ist er sogar noch so klar wie damals in der BI-Klausur und in den folgenden Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Statistik und Informatik. Warum Peter Naeve wirklich von Berlin nach Bielefeld kam, habe ich nie herausgefunden, aber eins steht fest: Wenn er es nicht getan hätte, dann hätte ich auch gleich bei der Post bleiben können.

Der Ruf der Natur

Auf dem Eingangsschild des Algonquin-Nationalparks stand: "Tragen sie bitte kleine Glöckchen am Fußgelenk, damit die Bären sie schon von weitem wahrnehmen können. Sie können die Bärenarten an ihrem Kot identifizieren. Braun- und Schwarzbärenkot enthält kleine Beeren. Grizzlybärenkot enthält kleine Glöckchen."

Wir waren in Kanada im Algonquin-Nationalpark. Eigentlich wollten wir nur zur APL93-Konferenz nach Toronto, aber dann entschieden wir uns dafür, vorher zwei Wochen Urlaub in den kanadischen Wäldern zu verbringen. Die Einladung zur Teilnahme an der Konferenz hatte ich eingefädelt, für die Finanzierung des Fluges sorgte natürlich Prof. Naeve und die Organisation der Reise lag in den Händen von Peter Wolf und seiner Frau, die damals im Spätsommer 1993 ziemlich schwanger war. Das muss erwähnt werden, denn deswegen konnte sie an dem dreitägigen Todesmarsch durch die unwirtlichen Wälder des Algonquin-Parks, zu dem Prof. Naeve, seine Frau und ich grade aufbrachen, nicht teilnehmen. Dem Kollegen und werdendem Vater Peter Wolf schien der Verzicht auf drei Tage Hitze, Gestrüpp und wilde Tiere auch nicht besonders schwer zu fallen; das gemietete Wohnmobil hatte einen Kühlschrank, den wir Tags zuvor noch mit der kanadischen Biersorte "Labbat Blue" gefüllt hatten, sowie eine Klimaanlage und außer ein paar Mücken hatte sich unser Kollege keiner wilden Tiere zu erwehren.

Ich hatte vorgesorgt und alles dabei, was ich für ein Leben in der Wildnis für unverzichtbar hielt. Ein paar Springerstiefel, zwei Sweatshirts, eine Jeansweste, eine derbe Lederhose an der ein Bajonett-Messer, das ich mir extra noch von einem Freund geliehen hatte, baumelte. "Sollen die Biester doch mal rankommen", dachte ich mir. Prof. Naeve äußerte Zweifel an der Zweckmäßigkeit meiner martialischen Kostümierung, er und seine Frau trugen leichte schnelltrocknende Kleidung und Turnschuhe. Ich sollte noch Einiges lernen in den folgenden drei Tagen.

Die Strecke war ausgewiesen als ein Drei-Tages-Backpack-Trail. Wir mussten am Eingang unsere Route anmelden und den Wildhütern die Farbe unseres Zeltes mitteilen. Kurz vor Einbruch der Dämmerung flögen diese nämlich mit einem Hubschrauber den Park ab und könnten sich so vergewissern, dass wir noch auf dem Weg und am Leben waren. Nach dieser Erklärung wurde mir die ganze Angelegenheit etwas dubios.

Schließlich winkten wir den Wolfs zum Abschied zu, schulterten die Rucksäcke und schlugen uns in das Gebüsch. Ich muss gestehen, einen Wanderpfad hatte ich aus den ostwestfälischen Wäldern anders in Erinnerung als das was ich dort in Kanada vorfand. Die einzigen Markierungen waren blaue Plastikbänder, die in Abständen von ungefähr hundert Metern um Bäume gebunden waren. Von einem Weg konnte keine Rede sein, es ging über Stock und Stein, tiefe Schluchten über die ein umgefallener Baumstamm der einzige Weg war und enorme Steigungen waren zu

überwinden. Prof. Naeve und seine Frau konnten die außerordentliche Schönheit der Natur allerdings mehr genießen als ich, denn nach etwa zwei Stunde Wanderung war meine Lederhose, bedingt durch die großen Schritte, die ich in einigen Passagen machen musste, bereits im Schritt zerborsten, meine Jeansweste war durchgeschwitzt und meine Springerstiefel, die ich nie zuvor getragen hatte, verhielfen mir zu vielen Blasen an den Füßen.

Dann begann es zu regnen. Verdutzt sah ich, wie meine Wanderfreunde in Windeseile eine dünne Plane über Rucksack und sich selbst zogen und fröhlich weiterzogen als sei nichts los. Ich hatte so eine Plane nicht dabei, dafür durfte ich aber lernen, wie nass man in der Natur überhaupt werden kann.

Am Abend lernte ich noch, wie man bei strömendem Regen ein Feuer anmacht. Prof. Naeve schnitt etwas Birkenrinde von einem Baum ab und sammelte Tannenzweige und im Nu brannte ein großes Feuer, über dem wir zu dritt meine Stiefel und meine Hose einigermaßen trocknen konnten als der Regen sich endlich gelegt hatte. Nachts banden wir unseren Proviant an einen etwas vom Zelt entfernten Baum an, damit nicht etwa ein Bär von seiner feinen Nase in unser Zelt geleitet wird.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen fanden wir in der Nähe unseres Zeltplatzes tatsächlich ein Toilettenhäuschen und als ich mich auf den Weg dahin machte, zog Prof. Naeve ein paar Blätter Klopapier aus seinem Rucksack und drückte sie mir in die Hand. Dabei sprach er die einprägsamen Worte: "Nimm stets der Blätter vier: Vorwisch, Hauptwisch, Nachwisch und Polier."

Der zweite Tag des Todesmarschs verlief in etwa wie der erste: Überwältigende Naturschönheiten, Schweiß und blutende Füße. Und Regen natürlich. Ehe ich es vergesse: Die Mücken in den Wäldern Kanadas sind auch nicht zu verachten. Sie sind ungefähr so groß wie ostwestfälische Spatzen und in der Lage, dem unvorbereiteten Wandersmann durch dickste Kleidung Blut abzapfen. Am liebsten durch Jeanswesten und Sweatshirts. Die Naeves rieben sich mit einer bestialisch stinkenden schwarzen Paste ein und wurden nicht gestochen, ich vertraute auf Nelkenöl und zählte am Ende der Wanderung dreiundsiebzig Mückenstiche. Beinahe wäre ich im nächsten Krankenhaus wegen einer Bluttransfusion vorstellig geworden.

In der Nacht wurde ich durch ein Geräusch, ein Brummen geweckt. Es war ein Tier und es war ein großes Tier. Ich war mir augenblicklich sicher: "Das ist das Tier, das Glöckchen schießt!" Wie ich bald feststellte, umkreiste der Grizzly grunzend unser Zelt. Aus einiger Entfernung zwar, aber er umkreiste zweifelsohne unser winzig kleines Zelt. Ich schätzte die Entfernung auf fünfzig Meter, vielleicht mehr. Kam er näher? Wie ich früher als Kind bei Gewitter die Sekundenabstände zwischen zwei Donnerschlägen zählte, versuchte ich irgendwie auszumachen, ob sich der Bär näherte und wie lange wir noch zu leben hätten. Außerdem musste ich pinkeln. Dringend. Was macht man in so einer vertrackten Situation? Ich lag ganz links, neben mir mein Chef, daneben seine Frau. Ich wägte die Möglichkeiten ab. Sollte

ich dem Bären vor die Füße urinieren oder lieber doch direkt ins Zelt? Schwierig, schwierig. Schließlich dachte ich mir: "Wenn ich hier ins Zelt pinkele, dann möchte ich morgen früh lieber nicht in meiner Haut stecken. Wie es der Teufel will, ist dann der Bär weg, niemand hat ihn gesehen oder gehört, niemand ist tot aber das Zelt und dessen Bewohner sind voller Pisse." Also nahm ich mein Messer und die Taschenlampe mit und ging hinaus. Vorsichtig leuchtete ich in die Richtung aus der das letzte Brummen kam und etwas Großes verschwand im Unterholz. Ich verzichtete darauf, dem Bären etwas Höhnisches hinterherzurufen.

"Ach was", sagte Prof. Naeve am nächsten Morgen als ich ihm meine Heldentat erzählt hatte. "Das war ein Elch, den habe ich auch gehört. Die brummen auch immer so." Soll er ruhig behaupten, es sei etwas anderes gewesen, ich bestehe darauf, dass es ein Bär war, denn ich habe ihn im Unterholz verschwinden sehen. Ich habe ihn heldenhaft vertrieben und das lasse ich mir von keiner noch so plausiblen Elchtheorie ausreden.

Der letzte Wandertag war natürlich auch nicht anders als die anderen beiden, und dass sich unter meinen Blasen der Vortage schon wieder neue bildeten, machte das Laufen nicht leichter. Außerdem ging ich unvorsichtig mit meiner Trinkwasserration um. Das Wasser aus den kanadischen Seen soll man wegen des hohen Durchfallrisikos stets abkochen, bevor man es trinkt. Als wir am dritten Tag Mittagspause machten, war mir das jedoch egal, ich ließ mich mit dem Kopf in den See fallen, trank ein paar Schlucke daraus, wobei ich die warnenden "Nicht Trinken!"-Rufe von Herrn und Frau Naeve nicht gehört zu haben vorgab.

Die letzten zwei Stunden vor der Ankunft am Treffpunkt unterhielten Prof. Naeve und ich uns nur noch über das eiskalte Bier, das der Kollege Wolf sicherlich für uns bereithalten würde. Wir einigten uns darauf, ihn unverzüglich zu entleiben, sollte er das Bier alleine ausgesoffen haben und schleppten uns dem Ausgang des Parks entgegen. Wir durchbrachen noch ein letztes Gebüsch und waren wieder in der Zivilisation.

Aus der Ferne eilte unser lieber Kollege ein Sixpack unter dem Arm haltend herbei und nachdem meine Füße wieder verheilt, das fehlende Blut ersetzt und ich meinen schlimmen Durchfall überstanden hatte, fuhren wir alle nach Toronto und kamen bei der APL-Konferenz wie immer ganz groß raus.

Kapitel 17

Veith Tiemann — und Peter Naeve

Szenen mit Peter Naeve¹

Episches Theater? Warum nicht! Das scheint passend und dem Anlaß zu dienen — in jeder Hinsicht. Bleibt die Frage, wie das szenische Heranpirschen an die Person Peter Naeve² ausgestaltet werden soll: Was für Szenen?

Prägende Szenen — aber wen und was? Erschütternde Szenen (gab's die?), komische Szenen, ernste Szenen? Im „*Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny*“ schreibt Brecht, daß das epische Theater im Gegensatz zum dramatischen den Menschen als Prozeß darstellt, der sich verändert und der selber veränderlich ist. Jede Szene ist für sich zu betrachten, Handlungssprünge sind erwünscht und der Mensch ist Gegenstand dieser Szenen. Auch dem Betrachter, dem Leser oder dem Zuschauer kommt eine andere Rolle zu: Der Zuschauer muß sich entscheiden, er wird nicht suggestiv in etwas hineinversetzt — schamlos ausgenutzt und als besonders gewitzt verkauft im Epilog zur Dissertation von Veith T.

Die Aufgabe der Szenen ist deutlich geworden. Niklas Luhmann hilft bei einer möglichen Konkretisierung:

„Gesellschaft ist der Raum, der durch menschliche Kommunikation auf-
gespannt wird.“ [Niklas

¹Ein geringes Maß an ergänzender Kreativität sei dem Autor gestattet. Er nimmt es sich zumindest heraus.

²Im folgenden als **P.N.** zu finden.

Luhmann]

Aha! Die Person und die Gesellschaft, die sich darum bildet, werden durch die Kommunikation definiert, belebt. Damit scheint ein guter Weg gefunden: Man erinnere sich an solche Szenen und stelle diese erzählend vor.

In eigener Sache:

Es sei noch hinzugefügt, bzw. es bedarf dringender Klarstellung, daß dies nicht die Gelegenheit für eine Laudatio ist und dies aus vielerlei Gründen.

Der wichtigste erscheint mir, daß viel zu wenig Zeit verstrichen ist, um all den bemerkenswerten, dankenswerten und erwähnenswerten Leistungen des P.N. in bezug auf meine Person gerecht werden zu können bzw. diese angemessen zu erkennen und darzustellen. Es könnte nur eine unvollständige Lob- und Dankespreisung werden — daher läßt man sie besser.

Ich bin aber sicher, daß Herr Naeve weiß, wie prägend und bedeutsam die viereinhalb Jahre am Lehrstuhl Statistik & Informatik gewesen sind. Bestimmt ist irgendwann die Zeit reif, dies noch einmal expressis verbis kund zu tun.

Ach ja: Der letzte Prüfungsprozeß ist noch in vollem Gange — das war so nicht geplant, eigentlich auch nicht zu erwarten und ist keinem der beiden hier Beteiligten anzulasten. Aber es wäre sehr unschön als Lobhudeler zu erscheinen. Das würde, gerade in diesem Fall, keinem gerecht werden.

Die nun folgenden Episoden haben eindeutig unterhaltsamen Charakter. Mir hat es viel Freude bereitet, mich zu erinnern und sie aufzuschreiben, das Testpublikum war verzückt bis begeistert, und ich hoffe, daß Sie, Herr Naeve, sich gerne an so manche Situationen zurückerinnern und sich auf die Reise zurück mitnehmen lassen.

Bielefeld, im Juli 2002.

In etwas unausgesprochener Dankbarkeit aber mit umso deutlicher vermerkter Hochachtung

Ihr
Veith Tiemann

Das Stipendium für die USA ist genehmigt. Die University of Iowa hat sich ebenfalls positiv entschieden. Es gilt, erste Kontakte in die Fremde zu knüpfen. Telefon? Um Gottes willen! Brief? Nicht zeitgemäß! Die ersten Versuche, sich mit gopher.uiowa.edu vor Ort zu tummeln, waren vielversprechend bis berauschend. Email? Was also sonst!

Der Beginn der 90er Jahre in Deutschland — hier also früh 1994 — unterscheidet sich in einigen Dingen grundsätzlich von der heutigen Erlebniswelt:

Szene
(Frühj
1994)
Zum
EDV-
Beauftr
zwecks
email-
Geneh

- *Wir waren der amtierende Fußballweltmeister.*
- *Man hatte die berechtigte Hoffnung, daß die Wahl im Herbst offensichtlich Herrn K. auf die Abgeordnetenbank zurückversetzt.*
- *Manche glaubten tatsächlich an blühende Landschaften.*
- *Es gab keine Kanzlerkandidaten Stoiber und Westerwelle. Dafür Scharping?*
- *P.N. war noch dekanabel.*
- *Veith T. tummelte sich im Grundstudium BWL,*
- *... und Internet gab's nicht. Gut, ein wenig gab es schon, allerdings nur auf schriftlichen Antrag mit mehrfacher Prüfung, vielen Stempeln und den entsprechenden Demütigungen.*

Die erste Szene möge beginnen. Sie erzählt von einer solchen Prüfung. P.N. ist EDV-Beauftragter der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und unter anderem deswegen eine Idealbesetzung für die kompetente Einschätzung der ihr Gesuch Vortragenden.

Veith T.: [schwitzend und allgemein
nestelnd vor V9-140; klopft
nach Abwägung der sonstigen
Optionen zaghaft an die
unangenehm bräunliche
Bürotür]

P.N.: —

Veith T.: [Voreiliges Aufatmen; dann
Rückkehr vom Fahrstuhl;
lautes Klopfen]

P.N.: [crescendo] „Ja? Was!“

Veith T.: [in V9-140] „Herr Naeve. Guten Tag. Mein Name ist Veith Tiemann. Ich habe ein Stipendium für die USA...“

P.N.: [halbherzig, den Blick auf den kleinsten der drei Monitore geheftet] Schön für Sie.

Veith T.: [mutig] Nun. Ich bin hier, um einen email-account zu beantragen.

P.N.: [entschlossen aber immer noch am Geschehen im Rechner interessiert] Sehe ich nicht. Was hat email mit einem Stipendium zu tun? Gar nichts!

Veith T.: [gestikulierend] Nun. Wie gesagt. In die USA. Das ist weit weg. Also im Sinne von, ich muß mich da ja mal melden.

P.N.: [*Verzicht auf Lautmalerei irgendeiner Art*] Rufen Se an, fahren Se hin, schreiben Se 'nen Brief. Die Ressourcen hier sind knapp.

Veith T.: [den Rumpf bereits zur Tür drehend] Ah! Verstehe! Nun, da kann man dann nichts machen, wie?

P.N.: [gönnnerhaft winkend] Nu' mal langsam. Hierbleiben! Email? Sonst nichts? Auf unseren UNIX-Maschinen? Sie?

Veith T.: [wieder schwitzend, das Wort UNIX fürchtend wie alles Unbekannte] Maschinen? Nein, Computer, email! Sie wissen schon.

P.N.: [die Torheiten ignorierend] Da müssen Se zum Kistner! Der muß das genehmigen. Das ist so.

Veith T.: [damit gar nicht gerechnet habend treffen nun vage Eindrücke von der aktuellen BWL IV Vorlesung ein] Kistner? Zu Herrn Kistner?

P.N.: [amüsiert] Der ist Dekan, und der Dekan ist Chef. War ich auch schon mal.

Veith T.: [verzweifelnd; auch BWL III kehrt als Erinnerungsfetzen zurück] Nun. Wenn das so ist. Da kann man dann wohl nichts machen. Dann werd' ich mal los.

P.N.: [triumphierend?] Da kann ja auch jeder kommen.

Veith T.: [einen Fuß bereits auf den Flur setzend] Eben. Nichts für Ungut?

P.N.: [den kommunikativen Wendepunkt in Erwartung ein entsprechendes Gesicht aufgesetzt; stark betonend] Nun, bleiben Sie hier Sie Idiot! Wären Sie etwa auch zum Rektor gerannt oder zum Papst?

Veith T.: [sich das ja möglichst verkneifend, dafür bereits leicht tremolierend] Nicht zum Kistner, zum Dekan?

P.N.: [seine Kompetenz physisch zurechtrückend; zusätzlich die Ehrfurcht beim Gegenüber vorm Dekan verachtend] Natürlich nicht! Das entscheide ich. Wieso überhaupt Kistner? Das ist doch Unsinn. Was soll das?

Veith T.: [potentielle Schizophrenien abwägend, aber eine vorsichtige Rückkehr ins Gespräch beschließend] Sie entscheiden das?

P.N.: [überlegen] Wer sonst. Ich bin EDV-Bbeauftragter. Sie hätten gleich hierherkommen müssen. Nicht erst zum Kistner. So ein Unfug!

Veith T.: [der eigenen Wahrnehmung inzwischen nicht mehr trauend, stattdessen das eigentliche Ziel fokussierend, wird ein Zettel rübergeschoben] Unterschreiben Sie das?

P.N.: [verwundert]	Warum?
Veith T.: [auf den üblichen verbalen Zeitverzögerer hoffend]	Nun...
P.N.: [energisch greifend]	Ach so. Her damit.
Veith T.: [erfreut harrend]	
P.N.: [großzügig väterlich]	So da haben Se auch gleich 'nen ordentliches Login. Da können Se dann auch S-Plus machen und tächen.
Veith T.: [sein Glück kaum fassend beherrscht er sich, fragt nicht das offensichtliche und spricht stattdessen die Worte mutig aus]	Das ist natürlich großartig. Mit S-Plus und auch noch tächen. Dann soll das ja wohl klappen mit dem email.
P.N.: [den letztgenannten Unfug abwägend dreht er sich nun zum größten der Monitore, nicht ohne noch richtungsweisendes zu murmeln]	Na dann bis zum nächsten Mal, wie?
Veith T. [verwundert bis erschreckt, sodann exit V9-140]	

Die Szene hätte mit der Überschrift *Erste Begegnung* versehen werden können.

Sicher die Szenen sind in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. erinnert und verfaßt wurden sie aber als Eins, Drei, Vier, tja un nun eben Zwei. Leider drängt die Zeit in Form von Peter W.

Natürlich könnte man nun sagen, *hätt'ste mal vorher weniger geschrieben!* Sie wissen aber, wie das ist. Ehe man es sich versieht, sind es halt 343 Seiten, 18 respektive. Ich kann offensichtlich nichts dafür, denke aber nicht, daß das genetischen Ursprungs ist. Wie auch immer!

In dieser Szene wollte ich — natürlich in der in diesem Rahmen üblichen ausschweifenden und elaborierten Art — an Ihr Sommerfest aus dem Jahre 1997 erinnern. Bei Karin W. kann man nachlesen, wie beliebt und erfreulich jene alljährlichen Sommerfeste gewesen sind; in der Tat, wir werden sie vermissen. Wie gesagt PW sitzt im Nacken. Mein Beitrag ist der Letzte, der noch fehlt.

In Ihrer unnachahmlichen Art haben Sie mir an jenem Abend einen Job angeboten, als Ihr Mitarbeiter. Punkt. Das war's. Das war die Geschichte. Nicht mehr und nicht weniger. Aber alle anderen Geschichten sind für einen Außenstehenden genauso nichtig und klein — ich glaube, ich zitiere gerade Reinhard Mey, wie er die Welt von oben sieht, was immer das bedeutet.

Gut, Sie hatten getrunken. Viel. Sie hatten derart viel Rotwein getrunken, daß ich ständig während Ihres Vortragens um Sie rumlaufen mußte, um mich jederzeit in der optimalen Stütz- und Auffangposition zu befinden. Nun ist das natürlich so eine Sache, wenn einem der trunkene Personalchef taumelnder- und lallenderweise einen Arbeitsplatz anbietet, zumal ich wegen ständiger Anpassung der Körperposition und -haltung nicht jedes Detail mitbekommen konnte. Dazu kamen auf Ihrer Seite Formulierungs- und grundsätzliche Ausspracheschwierigkeiten und vermutlich die Ablenkung durch das Drehen im Kopf, welche das Gespräch zusätzlich belasteten. . .

— Die notwendigen Informationen wurden aber anscheinend ausgetauscht und zu viele bedeutsame Mißverständnisse gab es wohl nicht.

Sie sehen, auch hier ist eine gute Geschichte zu finden. Man muß gar nicht so sehr danach suchen.

Diese eher martialische Randnotiz ist zugegebenermaßen übertrieben, und sicherlich bestand niemals die Gefahr, daß tatsächlich ein Kapitalverbrechen, induziert durch einen Telefonanruf, die Uniharmonie erschüttern könnte. Aber sie beschreibt wahrheitsgemäß einen von diversen Gefühlszuständen, den nun einmal ein Telefonanruf am Sylvestermittag 2001 ausgelöst hat. Aber der Reihe nach.

Szene 3:
(Silvester2001)
Bei Anruf Mord!

P.N., den wir bis dato als gewissenhaften EDV-Beauftragten der Fakultät sowie als weintrinkenden, dadurch taumelnden Gastgeber kennengelernt haben, schlüpft nun im Rahmen dieser Szenen in eine weitere Rolle: Er ist Erstgutachter³ für das Dissertationsprojekt **Veith T.**

Zugegebenermaßen wurde er etwas stiefmütterlich behandelt, was schriftliche Zwischenberichte in bezug auf das erwähnte Projekt angeht, so daß korrekterweise hinzugefügt werden sollte, daß bis zu dem erwähnten Silvester lediglich zwei offizielle Zusammenkünfte zwecks Vorstellung des Fortschritts stattgefunden haben. Beide Termine hatten ein elisabethanisches Ambiente: **P.N.** und sein alter ego PW lümmelten sich auf mit blauem Tuch bespannten und schwarz beholten Stühlen, tranken Kaffee, respektive Tee, und erwarteten eine (gute) Vorstellung. Was für Speisen sie mitgebracht hatten, läßt sich nicht mehr feststellen. In jedem Fall standen ihnen Kreide in verschiedenen Farben sowie Stifte zur Zweckentfremdung zur Verfügung. Ich zitiere aus einer Beschreibung der Zustände im Theater zur Zeit Shakespeares:

“Finally, the audience [...] If they disapproved of an actor they would pelt him with oranges or anything handy; they would hiss and shout.”

Die armen Schauspieler; andererseits Zwischenrufe mußte sich **Veith T.** auch gefallen lassen; immerhin bewegten sich keine Projektile in Richtung des Vortragenden.

Wie dem auch sei. Abgesehen von mündlichen Vorträgen und Ankündigungen gigantischer bereits produzierter Seitenzahlen hatte die beurteilende Instanz bis dahin keine Gelegenheit, *etwas schwarz auf weiß zu besitzen, um es nach Hause zu tragen.* Es ist daher nicht verwunderlich, daß ebendies immer massiver eingefordert wurde. Aus dezent vorgetragenen Hinweisen beim gemeinsamen Mittagessen wurden in Wegelagerermanier überreichte Aufforderungen. Das Geschehen kulminierte unerwartet mit der folgenden Szene:

³Die Bezeichnung *Erstgutachter* greift wahrlich zu kurz.

P.N., **Veith T.** und **PW**; die surreale Atmosphäre ist zum Greifen; im Hintergrund raucht aufgestapeltes Holz; es blitzt; irgendwer spricht:

*When shall we three meet again
In thunder, lightning, or in rain?*

*When the hurlyburly's done,
When the battle's lost and won.*

Nun, das erschien dann selbst mir zu spät, und ich habe mich breitschlagen lassen, **P.N.** die kostbaren Seiten zu übergeben. Weihnachten, dem als Fest der Liebe bekannten kirchlichen Feiertag, schien ein guter Zeitpunkt. Im Grunde allerdings bereits zu spät, im Falle völligen Versagens noch korrigierend nachzulegen, wurde eine gewisse Zusatzspannung generiert — Wohl oder Übel! In der vorletzten Semesterwoche, zwei Wochen vor Weihnachten also, wurden die bis dahin gut gehüteten, exquisiten und mit viel Kunstfertigkeit aneinandergereihten Sätze aus dem Virtuellen gehievt und auf einem Stapel Papier materialisiert — natürlich im Lehrstuhlstandard⁴ *twoinone*.

Unglücklicherweise begab es sich aber, daß dem Werk noch eine gewisse Unvollständigkeit inhärent war. Vorn, hinten und in der Mitte klafften Lücken. Leider ist es **Veith T.** auch nicht gelungen, wenigstens den Anschein von Vollständigkeit, quasi eine Vollständigkeitsillusion zu erzeugen. Aus diesem Grund und zum persönlichen Schutz, damit nämlich die Begutachtung⁵ leichter geschieht und somit vielleicht freundlicher ausfällt, wurde das Geschriebene mit einem vierseitigen Anhang ausgegeben, welcher die Navigation durch das Hauptdokument unterstützt.

P.N.'s völlig unangemessene Reaktion auf dieses wunderbare Angebot — schließlich wurde seine Arbeit erleichtert — sei hier auch vermerkt; man beachte, wie sich das Wort *natürlich* in den Zusammenhang schleicht und somit seiner Haltung eine gewisse Selbstverständlichkeit verleiht, als sei die Ablehnung eben natürlich und alles andere mindestens unseriös wenn nicht gar schandhaft:

„Das les' ich nicht, das schau' ich mir natürlich nicht an, das mach' ich nicht. Wo kommen wir dahin. Ein Text muß aus sich heraus...“
Undsoweiter.

⁴Den anderen Lehrstuhlstandard konnte ich trotz vielfältiger und angestrenzter Überlegungen nicht in einer Szene unterbringen: Pita-Brötchen mit Hähnchen, fieses Stück Fleisch mit Knochen und Bauer Joghurt mit Geschmack!

⁵Man sollte einmal die Etymologie des Wortes *Gutachten* nachschlagen, um herauszufinden, in wie weit die erste Silbe *gut* einen adverbialen Charakter hat, oder ob sie nicht doch das Produkt verzweifelter Ironie darstellt.

Was soll man dazu sagen?

„Selbst auf seine hervorstechendste Eigenschaft hin befragt, gibt Luhmann *Bockigkeit* zur Antwort.“

— Gerechterweise sollte aber der Rest des Zitats nicht verschwiegen werden, auch wenn es (mir) dann nicht mehr so richtig in die Szene (den Kram) paßt; aber irgendwo innerhalb dieser Aufzeichnungen sollte die Aussage gerade in ihrer Gesamtheit plaziert werden:

„...Damit hat er sicher seine Resistenz gegenüber den Theoriemoden des Zeitgeistes gemeint.“ [Dietrich Schwanitz]

Nichtsdestotrotz verweigerte sich die übergeordnete Instanz, die handfeste Wegbeschreibung in selbige (Hand) zu nehmen und eine friedfertige Route durch den Text einzuschlagen. Oder so ähnlich, jedenfalls sehr ärgerlich! Jawohl!

Bis vor das Weihnachtsfest selber blieben konkrete Bemerkungen inhaltlicher und nützlicher Art aus. Selbstverständlich wurde in dieser Zeit jede Äußerung von **P.N.** auf die vielbemühte Goldwaage bugsiiert (man weiß ja nie), welche aber — und das ist kein Wunder, wie man an dem folgenden Subtilitätsrausch leicht erkennen kann — auf ebenso metaphorische Weise krachte, wie sie sonst bezeugt:

„Das kann man ja gar nicht verstehen. Da fehlt ja dauernd was. Was soll das? Warum krieg' ich das?“

Unmöglich, nicht wahr? Leider sah sich **Veith T.** nicht in der Position, entsprechend und auf natürliche und gerechte Art und Weise zu antworten:

„Nun, da sind Sie jawohl selber Schuld. Also bitte! Das ist ja absurd. Her damit! Soweit kommt es noch.“

Wie gesagt, der letzte Satz ist Fiktion. In Wahrheit wurden reflexartig die entsprechenden Rechtfertigungen hervorgekramt — „*Ich habe Ihnen doch extra. . .*“ — , die in ihrer Persistenz und schließlichen Redundanz leider sowohl lächerlich wirkten als auch vollkommen wirkungslos blieben.

P.N. kündigte während des kleinen vorweihnachtlichen Beisammensitzens an, er werde in Husum weilen. Sehr gut! Damit schien die Weihnachtsphase eine willkommene Abwechslung zum täglichen Achtgeben auf Zwischentöne und Reagieren auf Beschwerden zu werden. Springen wir also nun zum besagten Silvester 2001.

Veith T. war schwer gezeichnet durch seine alljährliche Erkältungskrankheit. Nun ist es so, daß ein mit sich selbst verbrachter Abend nichts ungewöhnliches darstellt, im Gegenteil. Aber das entspannende sich Zurückziehen auf ein gutes Buch — in diesem Fall wollte ein Mankell noch beendet werden — oder der nette Fernsehabend oder auch das stets nachvollziehbare frühe Zubettgehen, mutieren an genau einem Tag des Jahres zu einem persönlichen Offenbarungseid, einer gesellschaftlichen Bankrotterklärung, also zu einer Katastrophe, die man nur ganz wenigen Mitmenschen als Höchstmaß der Verachtung wünscht. Der Tag heißt Silvester und an diesem Tag war Silvester, letzter Tag des Jahres. Die Höchststrafe konnte abgewendet werden: Ein Fondue-Abend im kleinen Kreis bot sich an.⁶

Trotz der schweren Krankheit, schleppte sich **Veith T.** — immerhin in Damenbegleitung⁷ — in einen Supermarkt, um zum Gelingen aktiv beizutragen. Über die Zustände in Supermärkten am späten Morgen vor dem wichtigsten Abend des Jahres muß nicht weiter berichtet werden. Das Fieber stieg. Offensichtlich tat es das, da, zu Hause angekommen, der Anrufbeantworter, freundlich rot blinkend von einer neuen Nachricht kündend, durch eine 1 in der modernen Anzeige dies unterstützend, den folgenden Monolog bereithielt:

*Fett und Fleisch absetzend und Letzteres schon in Richtung Kühlschrankschiebend nimmt **Veith T.** das freundliche Blinken wahr. Ein neuer Anruf kurz vorm neuen Jahr. Von wen wohl? Die Taste zum Wiederbeleben ist schnell gefunden, das Band spult.*

⁶Zugegebenermaßen hat der Fondue-Abend zu Silvester oftmals einen so hohen Symbolwert, daß er mit der Höchststrafe gleichzusetzen ist bzw. deutlich davon zeugt, daß die coole Phase des Lebens nun aber doch abgeschlossen ist. Aus diesem Blickwinkel ist dann der Abend mit dem Buch immerhin als intellektueller Rückzug von Krach und Kommerz zu erklären und könnte als avantgardistische Variante durchgehen. Muß aber nicht!

Es war übrigens ein schöner Fondue-Abend.

⁷Retrospektiv bewertet ergibt sich die folgende déjà-vu Situation, skizziert durch die Frage der genannten Dame „Ob Herr F. mein Gutachten wohl über die Weihnachtsferien fertigkriegt?“

[ohne Höhen und Tiefen sprechend, jegliche Betonung vermeidend]	„Peter Naeve hier. Ich habe Ihren Kram gelesen. Jawohl. Gelesen.“
[gutturales Grunzen als Vorspann]	„Nun!“
[demonstrativ seufzend wird Luft eingesogen und bedeutsam wieder ausgestoßen; die Lautmalerei am Ende mißlingt]	„Sie sollten — näa...“
[der Anrufbeantworter übernimmt und kündigt abrupter- und tutenderweise das Ende der Aufzeichnungen an]	—

(Wenigstens) zwei Dinge fallen auf — die Kombination von Allerweltswort und Personlapronomen sowie die anschließende und prompte verbale Selbstbestätigung seien gar nicht erst erwähnt:

1. Hat **P.N.** eine Reaktion nach der Verkündung erwartet — durch das *Nun!* zum Ausdruck gebracht — also das Konzept Anrufbeantworter nur mäßig durchschaut?
2. Wie ist der nahtlose Übergang von menschlicher Sprache/ Tönen zum maschinellen Tuten zu erklären? Und was wäre passiert, hätte das Tuten nicht plötzlich übernommen?

In Comicheften würde an dieser Stelle die Ente Donald D. mit langem Gesicht, nach unten geneigtem Schnabel und großen Augen zu sehen sein, während über ihrem Kopf eine große Gedankenblase schwebt, die das Zustandswort *Schockschwerenot* einrahmt.

Hin- und herspulen hilft nichts, das Tondokument ist eine unverrückbare Tatsache. Was tun? Verzweifeln ist definitiv eine Handlungsoption, eine geeignetere als Verdrängen sogar, aber auch keine langfristige Lösung. Den Rückbezug auf die Randnotiz möchte ich nur andeuten. Schönreden? Sicherlich *Kram* kann natürlich wirklich in seiner allerpositivsten Bedeutung einen Platz in den kurzen Ausführungen bekommen haben. Und vielleicht hätte der Satz *Sie sollten...* tatsächlich enden sollen als

Sie sollten sich beglückwünschen ein Meisterwerk. Den Rest brauchen Sie gar nicht zu verfassen. In Ausnahmefällen kann sogar auf die mündliche Prüfung verzichtet werden, daran schließt sich dann gleich ein lebenslanges Stipendium, selbstredend inklusive einer Ministerialzulage an. Herzlichen Glückwunsch noch mal. Was für ein Glück, daß ich dabeisein konnte. Danke!

Sehr ärgerlich, daß mein narzißtischer Anrufbeantworter diese wunderbare Auflösung der Situation verhindert hat. Daher bestand Handlungsbedarf. Aktivitäten in diese Richtung wurden aber sogleich empfindlich zurückgedrängt: **P.N.** weilt in Husum oder St. Peter — diese voreilige Heiligsprechung sollte noch einmal dringend rekapituliert und geprüft werden — oder sonstwo zumindest irgendwo im Norden, nördlich von Bielefeld wenigstens.

Nichtsdestotrotz — ein tolles Wort, sieht aus wie drei und wird trotzdem von der automatischen Korrekturhilfe nicht bemängelt — ließ sich mit einem nur geringen Maß an Fantasie leicht feststellen, daß Nichtstun den Silvesterabend deutlich überschatten würde, im Sinne von keinen positiven Beitrag zur Feier leisten würde, also gar nicht.

Husum, St. Peter so wie überhaupt der Norden sind weit weg von Bielefeld. Wohin also mit der Verzweiflung? Irgendwo mußte sie hin, am liebsten in den Sprechteil des Telefons. Die einzigen Reaktionen sind nämlich in einem solchen Fall eigentlich nur aus der zweiten, der oberen Hälfte des Telefons zu erwarten, dem Hörteil; das kann man zuhalten, wegdrehen oder zurücklegen, dann ist es ganz vorbei. Andererseits wäre **P.N.** derjenige, welcher seine Botschaften quer durch Deutschland schickt direkt in meine Hörmuschel, und da weiß man dann nie.

Also in Bielefeld, dem Erstwohnsitz des Professors einen Versuch wagen. Vielleicht gelingt es ja, zunächst bei einem milde gestimmten Familienmitglied die Stimmung abzutasten, um dann, gewappnet sozusagen, die unschönen Tatsachen, und was sollten sie sonst sein als unschön und Tatsachen, über sich ergehen zu lassen.

Nach Erledigung der absolut notwendigen und nicht weiter aufschiebbaren Grundverpflichtungen, die so ein Haushalt nun einmal mit sich bringt —

Ist die Haustür wirklich geschlossen? Reicht eine Mineralwasserkiste über den Feiertag? Ist noch ein lebensnotwendiges email angekommen? Die neuen Schnürsenkel sollten gleich eingearbeitet werden, denn was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen! Wann gab es doch gleich die leckeren Berliner bei Oma? Und wann kommt *Dinner for One*? Also bitte, ja, das darf man nun in der Tat nicht verpassen, da muß man auch nicht mit den Augen rollen, also wirklich.

—, das Komma wird noch gesetzt, der Satz aber geändert: Als mit anderen Worten der Selbstbetrug zu offensichtlich wurde, die Verpflichtungen grotesk lächerlich waren — ich habe noch nie vergessen, die Toilettenspülung zu betätigen —, konnte dann das im folgenden wiedergegebene Telefonat geführt werden:

P.N.: [lässig, nach Abnahme des Hörers und damit seiner Bereiterklärung, sich des Gesprächs anzunehmen, gibt P.N. noch letzte Anweisungen in Richtung seiner Enkelin] Julia! Das mag deine Mutter so sehen, der Opa nicht! — Ach, ach! Und was der Christof dazu meint, ist nun wirklich nicht weiter zu eruieren. — Bah!

Veith T.: [zögernd, den Eintritt in das Gespräch noch abwartend]

P.N.: [zuckersüß freundlich, sich seine Ironie nicht bewußt] Peter Naeve! Guten Tag!

Veith T.: [für sein Alter, überhaupt seine Person unangemessen verschüchtert, einen demütigenden Räusperer vorwegschickend]

Herr Naeve. Ja ebenso, also das mit dem Tag. Ich hier. Also Veith Tiemann hier, Ihr Mitarbeiter, Sie wissen schon. Nun! Und?

P.N.: [offensichtlich den XIV. Innozenz mimend --- gar nicht schlecht übrigens]

Ach Veith! Sie sind's! Toll! Und schöne Weihnachten gehabt? Wie geht's denn immer? Reich beschenkt worden?

Veith T.: [Vorsicht! da gibt's auch einen entsprechenden Spruch zu]

Ein Pulsmeßgerät, zum Laufen natürlich. Habe ich jetzt gar nicht umgeschnallt HaHa! Und? Wie geht's Ihnen? Was gib's denn so Neues zu berichten?

P.N.: [den Wink mit dem Pulsmeßgerät nicht aufgreifend stattdessen im Plauderton munter ins Schwatzen verfallend, sich also des Ernstes beim Gegenüber nicht bewußt]

Großartig. Wirklich großartig mein Lieber. Weihnachten ist doch was feines. Gerade auch wenn man Enkel hat. Na das wissen Sie wohl nicht, wie? Naja wie auch, ist ja nicht schlimm. Und dann auch noch Silvester. Wirklich gut organisiert das Ganze. Gefällt mir!

Veith T.: [kochend, die (wenigstens) Teilammesie nicht für möglich haltend wird nun Klartext gesprochen]

Herr Naeve! Schön und Gut! Sie riefen an. Hier und heute. Sie haben die Arbeit gelesen, mir schien, Sie wollten noch etwas sagen. Tun Sie es jetzt.

P.N.: [das sich Wiedererinnern nicht spielend]

Jau, die Arbeit, richtig. Ist ja doch dick. Ja habe ich gelesen Ihre Dissertation.

Veith T.: [das Wort Dissertation freudig wahrnehmend tritt Verwirrung ein ob des Schweigens nach der bloßen und erneuten Auskunft, das Werk, das Wunderbare, gelesen zu haben]

Äh... ja und? Wollten Sie nicht noch etwas sagen auf dem Band? Mir schien Sie wurden abgeschnitten.

P.N.: [offensichtlich nun seinerseits verwundert, schließlich ist man Mathematiker und weiß was man tut, also bitte]

Nein! Sonst hätte ich doch!

Veith T.: [da gegen Logik und auch noch zwingende kein Kraut gewachsen ist, wird nun zitiert]

P.N.: [die Verwirrungskonstellation droht gänzlich zu kippen]

Veith T.: [barsch]

P.N.: [empört, dann einsichtig, dann wieder Herr der Lage]

Veith T.: [sich seiner Jugendsünde langsam bewußt werdend, man hört das ja selber nie, tritt zäh die Erinnerung an eine witzig gemeinte Ansage mit amerikanischem Akzent ein]

P.N.: [fühlt sich verstanden]

Veith T.: [versöhnt dennoch deutlich mahnend]

P.N.: [vermutlich sogar mit ernstgemeinten Worten belehrend]

Veith T.: [immerhin sind die Verhältnisse wieder in ihre natürlich Ordnung gebracht]

Ich meine, mich zu erinnern, daß die Aufzeichnungen mit einer Art Aufforderung unter Verwendung eines bekannten Hilfsverbes endeten, welcher aber der Kern versagt blieb.

Bitte? Häh?

Ich meine, Sie hätten gesagt, ich solle irgendwas tun, aber nicht was, denn dann hatys getutet! Jawohl!

Quatsch! — Ach so! — Junger Freund! Ihr Ding da, dieser automatische Quatschkopf, also was Sie da sagen, da wollte ich Ihnen mal sagen, daß Sie das aber abändern sollten. Das ist ja eine Zumutung. Habe mich dann aber dagegen entschieden.

Mein Anrufbeantworterspruch gefällt Ihnen also nicht? Das war alles, sonst wollten Sie nichts sagen?

Nein!

Herr Naeve, ich bitte Sie. Das können Sie doch nicht machen. Ich meine... Stellen Sie sich vor, ich hätte Sie nicht erreicht? Selbst da ich Sie nun erreicht habe, war die Wartezeit doch eher eine Zumutung. Oder wie?

Wartezeiten sind geometrisch verteilt, manchmal sogar exponential, sonst gar nichts.

Hä? — Egal. Und was sagen Sie nun zu der Arbeit?

P.N.: [freundlich replizierend] Ich will da immer noch nichts zu sagen!

Veith T.: [erstaunt] Wie jetzt? Sie müssen doch irgendwas sagen. War es eine Vollkatastrophe oder was?

P.N.: [freundlich aufklärend] Nein, nein. Wenn's eine wäre, wüßten Sie's. Keine Sorge.

Veith T.: [sich zu echauffieren beginnend] Sie haben also lediglich angerufen, um mir mitzuteilen, daß Sie den „Kram“ gelesen haben? Was für eine Art von Informationspolitik ist das? Ha!

P.N.: [mit dem Schmunzeln des Wissenden] Üben Sie sich in Geduld, junger Freund, außerdem ist Weihnachten und Silvester, machen Sie lieber was schönes, belästigen Sie mich und sich selbst nicht mit Ihrem Gezeter. Das bringt nämlich gar nichts!

[an dieser Stelle Abbruch]

Geduld ist die Kunst zu hoffen.

Marquis de Vauvenargues (1715 - 1747)

Vielleicht weniger als unverrückbare und ewige Bindung zu verstehen, als vielmehr eine Möglichkeit oder Option mit der Geduld besser klarzukommen. Eine übrigens hochaktuelle Option.

Dennoch nicht als antizipatorisches Lehrstück zu verstehen. Oder doch?

P.N. betritt V9-132. Es ist Zeit zum Mittagessen. Der Erregungszustand des Eintretenden ist erstaunlich, andererseits ist das tägliche Mittagessen in der Tat etwas besonderes, zwölfuhrfünfzehn ist eine heilige Zeit, insofern ist die Aufregung nachvollziehbar, wenn nicht berechtigt, denke ich wenigstens.

Triumphierend wedelt der Protagonist mit einem aus der Ferne nicht auszumachenden rötlichen Zettel und spricht, ach was ruft und schmeißt, wie so oft, legendäre Formulierungen in den freien Raum, diesmal in Richtung Fenster, an dem **Veith T.** sitzt und vermutlich schwer arbeitet, nun aber gestört wird:

„Veith! Sie sind ein totaler Versager! Ha!“

Kurz, präzise, sich selbst erfreuend — brilliant! Was will man mehr? Nun vielleicht eine Begründung!

Selbstverständlich hat man sich inzwischen an verbale Liebkosungen dieser Art gewöhnt; dennoch ist es jedesmal wieder eine erfrischende Überraschung. In der Regel braucht man sich allerdings keine Gedanken zu machen, daß die ersten Formulierungen wohl gewählt waren oder daß man dieselben Vorstellungen vom grundsätzlichen Gegenstand des potentiellen künftigen Gesprächs hat oder daß man überhaupt gemeint war — gut das ist in diesem speziellen Fall durch die explizite Verwendung eines, meines Vornamens wohl keine Möglichkeit mehr. Ansonsten lautet die Strategie, sich nicht bereits gefeuert oder in Ungnade gefallen sehen, höflich nachfragen und bezeugende Menschen festhalten und an sich pressen.

Letztere gab es zur Genüge: Die Meute wartete aufs Mittagessen, auf dem Flur, jenseits von V9-132, vor dem Brot noch schnelle die Spiele.

*„Ja genau, ich habe auch Hunger.
Und was wollten Sie doch gleich wissen?“*

Die räumliche Ferne ist inzwischen überwunden. Der sich Ereifernde steht nun direkt am Schreibtisch, das rötliche Papier hat sogar den Weg auf den Schreibtisch gefunden. Dort wird es von einem roten und gebogenen Zeigefinger auf die Platte gepreßt. **P.N.**'s Augen leuchten. Er ist sich seines kurz bevorstehenden Triumphes bewußt. Er ist überlegen, er weiß es, und gleich weiß es auch **Veith T.** sowie der Mob hinter der Tür. Die Worte spricht er zeitgleich zum Herunterschnellen des Zeigefingers der zweiten, der linken Hand aus; dieser schlägt ebenfalls auf der rechten unteren Ecke des Papiers auf:

„Hier! So macht man das! Ha!“

Was macht man wie? Den Promoventen in bezug auf den eigenen Geisteszustand derart erschrecken, daß dieser mit dem Eintreffen der freundlichen Herren, die die ledernen Westen mit den vielen Schnallen vor sich hertragen, rechnet, sein Promotionsprojekt damit als gescheitert ansieht und sich bereits erklärende Formulierungen für künftige Lebensläufe ausdenkt:

- 02/2002 --- Supervisor went gaga; leading to unscheduled and premature, therefore tragic discontinuation of promising PhD-project.

Nun, die Träger kamen aber nicht. Dafür wurde man langsam ungeduldig, da die entsprechende und erwartete Reaktion ausblieb. **Veith T.** verstand nicht, welchen Zweck das Spektakel verfolgte. Hilfe bot sich an:

„Sie mit Ihren kindlichen 1000 Mark. Ha! Wenn schon, denn schon! Da!“

Dabei rotierte einer der Zeigefinger unterstützend über jener rechten unteren Ecke. Dort befand sich eine in Schreibmaschinenschrift — also in `\tt` — gedruckte, mit einem nachgestellten S versehene, sechsstellige Zahl.

Der triumphale Augenblick war angekommen. Fanfaren ertönten, der Mob jubelte und hob zum rhythmischen Klatschen und Stampfen an. Und **Veith T.** mußte eingestehen: Sein Meister stand vor ihm!

Kapitel 18

Dietrich Trenkler — und Peter Naeve

Eine Mail von dem ehemaligen Diplomanden

Hallo Peter [Wolf],
nett, daß Du auch an mich als Ehemaligem gedacht hast, allerdings ist meine
Zeit ja nun über 20 Jahre her und ich kann mich ja kaum noch erinnern,
was ich mal studiert habe (leicht übertrieben).

Trotzdem ist mir in Erinnerung geblieben, daß ich nach umfangreicher "Stoffa
vor meiner mündlichen Prüfung über den Ablauf der Prüfung leicht ins Schwitz
gekommen bin, denn die einfache Frage im Fach EDV war,

" Wie berechne ich das arithm. Mittel ?"

-- Was sollte das denn ? --

Resultat : Wie der weitere Dialog der Prüfung zeigte, ging es darum, Zahlen
extrem unterschiedlicher Größe zunächst zu sortieren, damit bei dem üblichen
Rechenweg viele "kleine", die nach einer sehr großen Zahlen addiert werden,
nicht "unter den Tisch fallen". Diese Prüfungsfrage ist, glaube ich, ganz
typisch für eine Haltung, die wohl banal formuliert lauten könnte : " Nicht
pauken, denken !!! "

J.

Kapitel 19

Götz Trenkler — und Peter Naeve

Meine kleinen Geschichten mit Peter Naeve

1967 wurde ich ohne Zutun von P. N. als wissenschaftlicher Tutor (was für ein vornehmer Titel!) am Institut für Angewandte Statistik, Fachbereich 10, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Freien Universität Berlin eingestellt.

Meine Aufgabe war es, zusammen mit anderen Studenten höherer Semester angehenden Betriebs- und Volkswirten die höhere Mathematik der Wirtschaftswissenschaft beizubiegen. Dies geschah unter Oberaufsicht der Herren Skarabis und Büning.

P. N. war nach meiner Erinnerung für die statistische Grundausbildung zuständig, obwohl er auch später die Analysis für Wirtschaftswissenschaftler betreute. Meine Kenntnisse in deskriptiver Statistik verdanke ich ihm und dem ausgezeichneten Skript von Wolfgang Wetzels. Die zugehörige Übungsgruppe wurde von Gisela Arndt geleitet, die mich, mehr als mir lieb war, zum Vorrechnen an die Tafel bat. ("Sie sind doch Mathematiker"). P. N., Frau Arndt und v. Schweinichen traten damals immer im Dreierpack auf.

P. N. und Herr Garbers waren bei Prof. Wetzels die Autoritäten auf dem Gebiet der Zeitreihenanalyse. Unvergessen die mir unverständlichen Diskussionen über den Schweinezyklus, Fenster und Korrelationen. Mitten in den wilden 68'ern habilitierte sich P. N.. Der Kommentar eines P. N. weniger wohlgesonnenen Zuhörers nach dem Habilvortrag ist mir immer noch gewärtig: "Bei dem Naeve ist alles normalverteilt!"

Groß war das Engagement von P. N. für ROSALI (rosa-rote Linke), weniger als Think-Tank denn als Akteur und Macher. Seinen Rankünen verdankt wohl die FU den ersten Präsidenten aus dem Mittelbau, den Physiker Dr. Rolf Kreibich.

Gelegentlich durfte ich in der Fussballmannschaft des Instituts für Angewandte Statistik mitspielen. P. N. entpuppte sich als wahrer Eisenfuß und war nur schwer zu umspielen. Wollte ich vom Chef den Ball bekommen, musste ich schon "Herr Professor!" rufen, bei P. N. genügte ein einfaches "Herr Naeve!". Einsatzwille und Verletzungsgefahr waren groß. Unvergessen der Achillessehnen-Riss von Herrn Büning während eines solchen Matches.

P. N. umgibt sich gern mit einer robusten Schale, siehe seine Vorliebe für stabile schwedische Automodelle. Am Corrensplatz trug er Holzpantinen, die er zuweilen auf amerikanische Weise elegant auf dem Schreibtisch ausbreitete. Diese Form der Distanz und Lässigkeit zugleich fand einige Nachahmer, z.B. in der Person des Assistenten J.H. Sehr gern erinnere ich mich an den Kartenspiel-Abend bei P. N., wo ich die Doppelkopf-Variante "Quer durch die baltischen Betten" kennenlernte.

Nach dem Weggang von Wolfgang Wetzel nach Kiel war P. N., inzwischen zum Professor (AH5) avanciert, eine der prägenden Gestalten des Instituts für Angewandte Statistik geworden. Trotz seiner hochschulpolitischen Ambitionen brachte er die angewandte Statistik (IBM-1130- gestützt) weiter voran. In mir weckte er die Begeisterung für die Programmiersprache APL, nachdem ich Kenntnisse in Fortran bei Herrn Nunner und in Algol bei Herrn Jöhnk erworben hatte. Dass ich im Eifer des APL-Gefechts schon mal einen teuren Kugelkopf der IBM-Anlage zerschmetterte, wurde von P. N. großzügig übersehen.

Schon damals erkannte er die immense Bedeutung des Computers für die Statistik. Mich ermahnte er, in meine Dissertation "Über eine abstandserzeugende Funktion von Wahrscheinlichkeitsmaßen" ja Anwendungsbeispiele aufzunehmen, sonst würde die Arbeit nur schwerlich am Fachbereich durchgehen. Stets betonte er, dass man mehr auf die Daten als auf die Methoden schauen solle. Ich muss gestehen, dass ich damals wirklich nicht genau wusste, was er damit meinte. Erst später ist mir klar geworden, was P. N. schon vor 30 Jahren über den Protagonisten der rechnerorientierten Statistik prägte: "Der Tukey ist ein genialer Hund".

1983 habe ich von P. N. als erstem erfahren, dass meine Berufung nach Dortmund bevorstünde. Dafür bin ich ihm heute noch dankbar. Ebenso erfreulich war die Unterhaltung mit ihm während einer Bootsfahrt auf dem Baldeneysee, wo ich ihm die Einstellung meines Bruders Dietrich an seinem Lehrstuhl nicht ausreden konnte.

So waren meine Begegnungen mit P. N. immer sehr angenehm. Er ist zuweilen kantig, eine Eigenschaft, der sich ja auch potentielle Bundeskanzler rühmen. Dennoch: Seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in der stets sachlichen Auseinandersetzung habe ich

stets geschätzt. Ich wünsche in der deutschen Hochschul-Landschaft gäbe es mehr Professoren vom Format eines P. N..

Schade, dass er geht. Alles Gute!

Nach jüngsten Presseberichten soll St. Peter Ording in St. Peter Naeve umbenannt werden.

Götz Trenkler

Kapitel 20

Hans Peter Wolf — und Peter Naeve

65 kleine Reime für ein unbequemes Vorbild

— Einleitung —

- 1 Bei Wilhelm Busch habt ihr gelesen,
was Max und Moritz war'n für Wesen,
doch kennt ihr sicher nicht
das Peter N. – Gedicht.
- 2 Nun – diese Zeilen sind entstanden,
weil wir es gar nicht passend fanden
und auch Herr N. wär gar nicht froh,
zu hör'n eine Laudatio.
- 3 Geschildert werden ein paar Streiche
im Sinn von *deiche oder weiche*,
um diese Regel zu versteh'n,
müßt' ihr das Zeitrad rückwärts dreh'n.

— Nordsee —

- 4 Herr N. kommt hoch vom Norden her,
von diesem ungestümen Meer,
das nur im Zaune halten kann,
wer Tag und Nacht steht seinen Mann.

5 Dies sollte ihm im ganzen Leben
das Motto für sein Handeln geben,
doch braucht man so was hier auf Erden?
Na klar! Zur Bildung! — Lehrer werden!

— Berlin —

6 Geprägt von den Naturgewalten
studierte er — den Geist gestalten,
im Kern Physik und Mathe pur
zum Ausgleich abends Lit'ratur.

7 Doch schnell die Uni zu verlassen,
ach nein, das könnte euch so passen.
Erst wollt' er lernen, wie mit Zahlen
gelingt 'ne Meinung klein zu malen.

8 So kennt er jede Taktik bald
im Rechnen wie im Uniwald,
erlangt zudem die höh'ren Weihen
in Statistik im Reich der Reihen.

9 Lag es an 68er Stürmen,
die sich begannen aufzutürmen,
Rhetorik galt es einzusetzen
mit Argumenten rumzufetzen.

10 Wär er doch nur zur Schul' gegangen,
dann würden nicht so viele bangen,
vor seiner großen Tatenkraft,
selbst Pisa hätte Ruhm gebracht.

— Bielefeld —

11 Dann wurde es auf einmal Zeit
zu denken an die Sicherheit;
'ne Stelle gab's und etwas Geld
hier übern Berg in Bielefeld.

12 Die Uni war noch voll im Bau
sie strahlte weit in betongrau
gestalten kann dies, wer sich plagt,
Kulturtransport war angesagt.

13 Bei dieser Aussicht wurd' er weich —
er nahm die Stelle fern vom Deich,
war dieses wohl sein erster Streich?

und folgt der zweite auch sogleich?

— Lehre —

- 14 Ob Statistik, ob EDV
das lehrte er, ob Mann, ob Frau,
und alle in des Hörsaals Sitzen
sie mußten über Formeln schwitzen.
- 15 Wer nicht verstand, der fiel durch's Sieb
so viel zum Thema Lehrbetrieb
und als Belohnung — ach, oh Schock
erhielt Herr N. den Schraubenstock.
- 16 Obwohl dies als Kritik gedacht,
hat es ihm Ansehn eingebracht.
Und dieses war sein zweiter Streich,
auf den der dritte folgt sogleich.

— Ämter —

- 17 Ja *Prüfen* ist das Ah und Oh,
da sind bekanntlich alle froh,
wenn es in weisen Händen liegt.
Der Job als Prüfungs-Chef, der wiegt.
- 18 So wurde er ins Amt gewählt
mit der Vision, daß Bildung zählt,
es ging ihm nicht um das Verwalten,
er wollt' den Lernprozeß gestalten.
- 19 Und immer wenn er war Dekan,
dann führte er nach Humboldts Plan;
hierbei erwies sich als ein Glück,
daß er schon kannte manchen Trick.
- 20 So hatte er 'mal viele Kisten
vom Prüfungsamte auszumisten.
Im BI-Fach — wie N. es wollte —
auch jede Prüfung neu sein sollte.
- 21 Ob Widersprüche oder Fragen,
sie schlugen ihm nicht auf den Magen,
doch stieß dies andern übel auf,
so nahm das Schicksal seinen Lauf.
- 22 Hieraus entstand vielleicht die Fabel,

daß er jetzt gilt als: *nicht dekanabel*.
Ist dieses wohl ein dritter Streich,
und folgt der vierte auch sogleich?

— Rechner —

- 23 Vor Jahren kamen Rechner auf,
und alles sprach für Netzwerkkauf.
erfahren durch die 5110
ein Pool-Konzept – das sollte geh'n.
- 24 Die Fako sträubte sich gar sehr,
es müßten eher 8-Bit-Rechner her.
Doch ging der Einspruch jäh zu Ende
durch eine P-N-Terminal-Spende.
- 25 Und heut' kann er den Bildschirm wählen.
wenn and're sich mit Windows quälen,
Ja, dieses gilt als vierter Streich,
worauf sein fünfter folgt sogleich.

— Diskussionskultur —

- 26 Der Einsatz für den Unix-Pool
war – wie man heute sagt – echt cool,
es war vor allem angestrebt,
daß der Student ein Feld erlebt,
- 27 das für Ideen fruchtbar ist
und nicht per Knopfdruck macht viel Mist.
Modelle stehen wie auch Struktur
im Focus dieser Bildungskultur,
- 28 Probleme sind zu diskutieren,
zur Lösung mußst du meditieren,
das ist, was N. vermitteln will
und nicht den ganzen Faktenmüll.
- 29 Als Folge ist aus dieser Sicht,
er immer aufs Gespräch erpicht.
Ob Bauen, Bildung oder Backen,
die Fragen muß er alle knacken.

— Schüler —

- 30 So setzte er auf seine Weise
uns Schüler auf die richt'gen Gleise

und heute können viele zeugen,
der Logik muß man sich schon beugen.

- 31 N. führte jeden Assistent
bisher zum glänzenden Event,
den Kopf verschönt mit Doktorhut,
das klappt nicht überall so gut.
- 32 Klar hat er selbst auch Eigenheiten,
so kommt es mal zu Streitigkeiten:
Zunächst heißt' es, nimm nur Papier,
'nen Deckel drum als kleine Zier,
- 33 drauf soll es haben auch Verstand –
und nimm den Leser an die Hand.
hat dann der Inhalt seinen Segen,
ist noch der Titel voll daneben!
- 34 Und dennoch wird er dazu steh'n,
in jedem einen Mensch' zu seh'n.
So, dieses ist sein fünfter Streich,
auf daß sein sechster folgt sogleich.

— Prüfungsgelder —

- 35 Einst in dem Kampf um Bildungsfragen
da ging dem Geld es an den Kragen,
das man erhielt für jene Qual
als Zubrot für des Prüfers Mahl.
- 36 Lehrt man medial, nach neuer Kultur,
wer zahlt Betreuung und Infrastruktur?
Herr N. hat dazu vorgeschlagen,
die Hoheit sollte sich nur wagen,
- 37 das viele Geld dorthin zu tun,
wo ach so große Löcher ruh'n.
War dieses gar sein sechster Streich,
auf den der siebte folgt sogleich?

— Forschungsgelder —

- 38 Der Prüfer Geld, das ward genommen,
jedoch um nirgends anzukommen.
Wofür kann man denn Geld verwenden,
und ohne gleich es zu verschwenden?

- 39 Wer dieses fragt zur heut'gen Zeit,
ja, der ist mit dem Denken weit.
am schnellsten geht, na klar, ein Kauf,
ein Rechner her mit WINDOWS drauf.
- 40 Und worin liegt denn der Gewinn,
so eine Kiste ohne Sinn?
Zunächst muß her ein Denk-Konzept
geweavet, getanglet sowie gewebt.
- 41 Doch willst du erst den Plan ersinnen,
so ist das Geld schon längst von hinnen.
es scheint, daß manches Fördergeld
sehr undurchsichtig runterfällt.
- 42 Deshalb viel mehr Erfolg verspricht
das ist der Trumpf, der heute sticht,
zu bilden schnell ein gutes Team,
verteilt im Land und mit Berlin.
- 43 Dann wird gekrönt der viele Fleiß
mit einen medialen Preis.
Ja, dieses war der siebte Streich,
worauf der achte folgt sogleich.
- Einsatz —
- 44 Wenn man mal kurz zusammenfaßt,
warum beliebt bei jedem Gast,
so liegt der Grund mit Sicherheit
natürlich auch im Worte *Zeit*.
- 45 Ob Panik hat mal ein Student,
ob ist verwirrt der Assistent,
ob wurde ein Termin verpennt,
wer wohl sofort zum Hörer rennt?
- 46 Herr N. hört zu, denkt immer mit
das ist Rezept, das hält ihn fit,
und fängt mit vorstellbaren Bildern
an, seine Sicht der Welt zu schildern.
- 47 das wird der Grund auch dafür sein,
daß er hat einen Fanverein.
Und dieses sei sein achter Streich,
auf den der neunte folgt sogleich.

— Sport —

- 48 Viel Kraft zieht er aus manchem Sport,
für and're wär das glatter Mord.
er will nicht aus dem Schwimmbad weichen,
bevor er hat das Sportabzeichen.
- 49 Zum Ausgleich joggt er um den See,
5 km, oh je mi ne,
und Ende Mai ist er gut drauf,
dann ist — na klar — der Finnbahnlauf.
- 50 Und mittwochs steigt's dann groß am Aben',
wenn schon am kühlen Bier sich laben,
so manche Fernhesportlerluschen,
geht er verdient den Schweiß abduſchen.
- 51 Und dort wird vieles vorbehandelt,
auf das es ſich zur Lösung wandelt.
So, dieses ist ſein neunter Streich,
auf den der zehnte folgt ſogleich.

— Abschiedsvorlesung —

- 52 Weil die Geſchichte enden muß,
kommt nun auch der ersehnte Schluß.
Den letzten Streich habt ihr vernommen,
er ist gerade erst verronnen.
- 53 Ich meine ſeine Schlußvorstellung,
ſie brachte manche ſehr in Wallung.
Da hörtet ihr, was ihn geplagt,
auch wenn danach wurd nicht gefragt.
- 54 Was meinen wir — ist er verwirrt?
Nein, nein! — er wird nur emeritiert.
Da hat er Zeit für ſeine Frau,
ſie wird ſich freu'n, das weiß ich genau.

— ein Bild —

- 55 Was wird er zukünftig bloß machen?
Worüber ärgern, ſchimpfen, lachen?
Er wird zunächſt ſein Haus einrichten,
Und dann die vielen Bücher ſichten.
- 56 Er wird ſie ordnen in Regalen

und sich in seiner Bib gern aalen,
wenn draußen pfeift der Nordseesturm,
ja, so ist unser Bücherwurm.

57 Wir haben den Entschluß gefaßt,
damit zum Lesen alles paßt,
ein schönes Bild dort hängen soll –
hier ist es schon – 's ist wirklich toll

58 Und wenn ihn mal die Bücher stressen,
sollt' er nicht unseren Rat vergessen,
zu denken an den Bücherwurm,
geschenkt von uns vom Uni-Turm.

— Memoiren —

59 Was wird er zukünftig bloß machen?
Worüber ärgern, schimpfen, lachen?
Wird er sich in den Strandkorb setzen,
wenn and're sich durchs Leben hetzen?

60 Ein wenig wird er sich verschnaufen,
doch danach wird er weiterrauen.
Steigt er vielleicht im Stadtrat ein? –
Wer möchte da nicht Mäuschen sein?

61 Und heute gibt's das Internet,
da kommt man rein – sogar vom Bett,
schickt Emails mit dem Austauschtool,
wer braucht da noch den Uni-Stuhl?

62 Den wollte man ihm auch schon nehmen,
ganz ohne sich dabei zu schämen!
Und wie heißt dieses heute nur?
Ja – Universitätskultur.

63 Trotzdem wird er – auf alle Fälle –
herkommen zu der alten Stelle,
um aus der Nähe anzusehen,
wer welches Ding wird warum drehen.

64 Der Hunger, den er dabei stillt,
auf Fakten für sein Hochschulbild,
hilft ihm vielleicht ein wenig später
zu Haus im Job als Bleistift-Täter.

65 Und quälen euch noch ein paar Fragen,

die ihr nicht wagt hier vorzutragen,
er wird mit Antworten nicht sparen,
im dicken Werk der Memoiren.

Bielefeld, im Juli 2002

Kapitel 21

Karin Wüstenbecker — und Peter Naeve

... nicht mit Butter

„Der Lehrbereich Statistik und Datenverarbeitung sucht zum 01.07.1983 eine Halbtagssekretärin.

Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. Peter Naeve.“

— So fing alles an.

Ein Vorstellungsgespräch wurde vereinbart und ich traf auf einen mit Jeans, T-Shirt und Holzpantoletten (oder waren es Turnschuhe?) gekleideten, freundlichen Herrn. Irgendwie hatte ich mir einen Professor anders vorgestellt. Aber so unkompliziert seine Kleidung, so unkompliziert entwickelte sich dann auch unsere Zusammenarbeit, die immerhin 19 Jahre andauerte.

Herr Naeve war ein „Chef“ wie ihn sich jede Sekretärin nur wünschen kann. Lob war für ihn kein Fremdwort, und hatte sich doch mal ein Fehler eingeschlichen, so wäre nie über seine Lippen gekommen: „Meine Sekretärin hat leider ...“, sondern eher dies: „I c h habe leider übersehen, dass ...“.

„Chef“, so nannten ihn einige seiner damaligen Mitarbeiter respekt- und humorvoll. Und nach dem gemeinsamen Mittagessen in der Mensa wurde beim täglichen gemeinsamen Kaffeetrinken (gerne auch bei selbstgebackenem Kuchen) nicht nur über Statistik im Allgemeinen und Statistik im Besonderen ausdauernd diskutiert, auch der Tratsch kam nicht zu kurz. Zu erwähnen wäre hier, dass Herrn Naeves

weißer und insbesondere der gelbe Pullover auf den Kaffee offenbar eine magische Anziehungskraft ausübten.

Nun kann es im Laufe des Lebens ja auch vorkommen, dass ein bequemer Stuhl irgendwann einmal unbequem wird. Unser am Lehrstuhl so beliebter und geschätzter Chef war außerhalb seiner vier Wände nicht immer der Bequemste. Als Beispiel sei die Abschaffung der Prüfungsgebühren zu nennen, eine von Herrn Naeve angestoßene Maßnahme, die ihm viele bitterböse Zuschriften seiner Kollegen eingebracht hat. Der eigentliche Zweck, den Herr Naeve mit der Abschaffung der Prüfungsgebühren verfolgt hatte, diese Gelder zweckgebunden für die EDV- Betreuung und -Wartung an den jeweiligen Fakultäten zu verwenden, wurde leider nicht erreicht, da die Landesregierung diese Gelder nunmehr in den Landeshaushalt fließen lässt.

Es ließen sich noch viele nette Dinge nennen, die sich im Laufe der Jahre so zuge tragen haben. Zu erwähnen wäre der alljährliche Finnbahnlauf, für den Herr Naeve die Schnellsten der Fakultät auf den Plan rief - man wollte ja schließlich gewinnen. Das ist ihm zwar nicht immer gelungen, aber die schnellen WiWis waren immer auf den vordersten Plätzen anzutreffen. - Kompliment! Weiterhin verdienen die auf den Finnbahnlauf folgenden Einladungen zum Kalten Buffet bei Naeves zu Hause höchste Erwähnung. Zu essen und zu trinken gab es reichlich und nur vom Feinsten. Und lustig und amüsant war es allemal. Es wird uns fehlen!

Aber ich denke, wenn Herr Naeve nun gen Husum zieht, dass auch er ebenso gute Erinnerungen an die Zeit mit seinem Mitarbeiterstab in Bielefeld haben wird wie wir. In diesem Sinne wünsche ich ihm noch viele schöne Jahre in seinem sicherlich wunderschönen Friesenhaus in Husum. Und doch kann ich es nicht lassen, Herrn Naeve am Schluss dieser Zeilen einen kleinen Verweis zu erteilen:

Echten Dresdner Christstollen isst man nicht mit Butter.

Ihre
Karin Wüstenbecker